



Sonntag ohne Auftrag

*Eine Geschichte über gemeinsame Zeit, die nichts
beweisen muss*

HERAUSGEGEBEN VON DER MYSYMP AG

Zwischenraum-Geschichten

INHALT

Vorwort: Falkenbrück, mit Umwegen	6
Erster Teil: Ein freier Tag ist nicht leer	8
Kapitel 1: Sonntag ohne Auftrag	9
<i>Szene</i>	9
<i>Rikes Perspektive</i>	13
<i>Noahs Perspektive</i>	15
<i>Nachklang</i>	16
Kapitel 2: Das Frühstück, das eine Absicht hatte	17
<i>Szene</i>	18
<i>Rikes Perspektive</i>	22
<i>Noahs Perspektive</i>	23
<i>Nachklang</i>	24
Kapitel 3: Drei Stunden ohne Beweis	25
<i>Szene</i>	26
<i>Rikes Perspektive</i>	32
<i>Noahs Perspektive</i>	33
<i>Nachklang</i>	33
Kapitel 4: Die Umleitung, die zu viel wusste	34
<i>Szene</i>	34
<i>Rikes Perspektive</i>	38
<i>Noahs Perspektive</i>	40

<i>Nachklang</i>	40
Kapitel 5: Die Antwort auf dem Platz	41
<i>Szene</i>	41
<i>Rikes Perspektive</i>	47
<i>Noahs Perspektive</i>	48
<i>Nachklang</i>	49
Kapitel 6: Der Abend mit drei offenen Feldern	50
<i>Szene</i>	51
<i>Rikes Perspektive</i>	57
<i>Noahs Perspektive</i>	58
<i>Nachklang</i>	58
Zweiter Teil: Ein Tisch mit freiem Rand	60
Kapitel 7: Der Tisch mit freiem Rand	61
<i>Szene</i>	62
<i>Rikes Perspektive</i>	69
<i>Noahs Perspektive</i>	69
<i>Nachklang</i>	70
Kapitel 8: Der Tisch, an dem niemand sich erklären muss te	71
<i>Szene</i>	71
<i>Rikes Perspektive</i>	78
<i>Noahs Perspektive</i>	79
<i>Nachklang</i>	79

Kapitel 9: Die Antworten, die nichts forderten	81
<i>Szene</i>	81
<i>Rikes Perspektive</i>	87
<i>Noahs Perspektive</i>	88
<i>Nachklang</i>	88
Kapitel 10: Der Plan, der nicht bleiben musste	89
<i>Szene</i>	89
<i>Rikes Perspektive</i>	96
<i>Noahs Perspektive</i>	96
<i>Nachklang</i>	97
Kapitel 11: Die zwei Schlüssel	98
<i>Szene</i>	98
<i>Rikes Perspektive</i>	103
<i>Noahs Perspektive</i>	104
<i>Nachklang</i>	104
Kapitel 12: Der Sonntag, der trotzdem offen war	105
<i>Szene</i>	105
<i>Rikes Perspektive</i>	113
<i>Noahs Perspektive</i>	113
<i>Nachklang</i>	114
Dritter Teil: Orte, die verschieden bleiben	115
Kapitel 13: Die Einladung, die keine Vorlage war	116

<i>Szene</i>	117
<i>Rikes Perspektive</i>	124
<i>Noahs Perspektive</i>	125
<i>Nachklang</i>	125
Kapitel 14: Der Raum zwischen den Zügen	126
<i>Szene</i>	126
<i>Rikes Perspektive</i>	132
<i>Noahs Perspektive</i>	132
<i>Nachklang</i>	133
Kapitel 15: Das Gespräch ohne gemeinsamen Namen	134
<i>Szene</i>	135
<i>Rikes Perspektive</i>	141
<i>Noahs Perspektive</i>	141
<i>Nachklang</i>	142
Kapitel 16: Die Sonntage, die verschieden blieben	143
<i>Szene</i>	144
<i>Rikes Perspektive</i>	151
<i>Noahs Perspektive</i>	151
<i>Nachklang</i>	152
Kapitel 17: Die Verbindung, die niemand leitete	153
<i>Szene</i>	153
<i>Rikes Perspektive</i>	160

<i>Noahs Perspektive</i>	160
<i>Nachklang</i>	161
Epilog: Die Sonntage, die einander nicht gehörten	162
Bonusgeschichten Bonusgeschichte: Die Karte auf dem Kühlschrank	167
<i>20. JANUAR. DANKE, DASS IHR DEN RAUM BISHER</i> 168	
Bonusgeschichte: Die Bank unter dem Dach	174
Bonusgeschichte: Der Mann, der das Schild für eine Aus rede hielt ₁₈₂	
Schlussfolgerung: Die Aufgabe, nicht alles zu schliessen	191
Nachwort: Eine Stadt antwortet im Kleinen	192
Booklet für Führungskräfte: Merksätze als behutsame Arbeitsfragen	193
<i>Noahs Perspektive Nachklang</i> Epilog: Die Sonntage, die einander nicht gehörten Bonusgeschichten Bonusgeschichte: Die Karte auf dem Kühlschrank Bonusgeschichte: Die Bank unter dem Dach Bonusgeschichte: Der Mann, der das Schild für eine Aus rede hielt Schlussfolgerung: Die Aufgabe, nicht alles zu schliessen Nachwort: Eine Stadt antwortet im Kleinen Booklet für Führungskräfte: Merksätze als behutsame Arbeitsfragen	

Vorwort: Falkenbrück, mit Umwegen

Falkenbrück ist eine Stadt der Wege, Türen, Karten und ungleich schnellen Ankünfte. Ihre Wege sehen auf Plänen gerade aus und führen im Alltag doch häufig über eine Absperrung, durch ein Foyer, vorbei an einem Schild, das zu viel verspricht oder zu wenig sagt. Ihre Türen haben Schlüssel, Zuständigkeiten und manchmal nur einen Spalt, durch den eine Frage sichtbar wird. In dieser Stadt treffen Rike Ahrens und Noah Sander auf einen Sonntag, der zunächst klein aussieht: ein freier Tag, zwei Kinokarten, ein Satz auf einem Blatt Papier. Doch freie Zeit ist selten nur Zeit. Sie bringt mit, was unter der Woche keinen Platz gefunden hat: Müdigkeit, Sehnsucht, Erwartung, eine Idee von Nähe und die stille Sorge, übersehen zu werden. *Sonntag ohne Auftrag* erzählt davon, wie zwei Menschen einander nicht dadurch näherkommen, dass sie gleich werden. Es erzählt auch von einem Tisch, einer Umleitung, einer öffentlichen Antwort, zwei Schlüsseln und von Orten, an denen Menschen nicht vorab erklären müssen, warum sie kurz bleiben, warten oder wieder gehen. Die Nachklänge am Ende der Hauptkapitel wollen die Szenen nicht ausdeuten. Sie halten nur einen Moment inne: bei dem, was sich bewegt hat, bei der Reibung, die offen geblieben ist, und bei einer Frage, die Leser:innen mitnehmen können. Die Erzählung behält ihren eigenen Raum. Der Nachklang ist nur ihr freier Rand.

Erster Teil: Ein freier Tag ist nicht leer

Kapitel 1: Sonntag ohne Auftrag

Ein freier Tag ist nicht automatisch leer. Manchmal ist er schon voll, bevor jemand etwas gesagt hat.

Szene

Als Rike die Augen öffnete, war es neun Uhr zwölf. Sie wusste das, weil die Uhr an der Wand im Schlafzimmer seit drei Jahren zwei Minuten nachging und ihr Telefon auf dem Boden lag, wo sie es am Vorabend hingeworfen hatte. Das Telefon zeigte neun Uhr zehn. Die Uhr zeigte neun Uhr zwölf. Rike vertraute der Uhr mehr. Sie hatte sich ihren Fehler immerhin ehrlich erarbeitet. Neben ihr schlief Noah nicht mehr. Seine Seite des Bettes war leer, aber noch warm. Aus der Küche kam ein Geräusch, das nach Schubladen klang, die mit guten Absichten geöffnet wurden. Dann roch es nach Kaffee. Rike schloss die Augen wieder. Kein Wecker. Keine Mail. Keine Aufnahme, die sie anhören musste, weil jemand im Schnitt die Pause vor einem Satz für zu lang hielt. Kein Gespräch, in dem ein Mensch nach zwölf Minuten sagte, er wolle eigentlich nicht über sich reden, und dann doch noch eine halbe Stunde weitersprach. Sie hatte am Freitagabend ein Blatt Papier aus ihrem Notizheft gerissen und in die Küche gelegt. Darauf stand, in grossen Buchstaben:

SONNTAG: KEIN AUFTRAG.

Das war keine Nachricht an Noah gewesen. Es war eher eine Nachricht an die Person in ihr, die aus einer unbewachten Stunde sofort eine Möglichkeit machte. Wäsche. Steuerordner. Tante

anrufen. Endlich die Post durchsehen. Vielleicht joggen, obwohl sie Joggen immer nur mochte, wenn sie gerade nicht joggte. Rike zog die Decke bis zur Nase. Aus der Küche sagte Noah: „Wenn du noch schläfst, verhalte ich mich weiter so, als sei das hier ein völlig unauffälliges Frühstück.“ „Das ist es nie“, rief Rike in ihr Kissen. „Ich habe nur Brötchen geholt.“ „Du sagst ‚nur‘ immer vor Dingen, die später einen Ablauf haben.“ Noah lachte. Es klang nicht beleidigt. Noch nicht. Sie stand auf, zog den Bademantel über und ging barfuss in die Küche. Der Tisch war gedeckt. Nicht dramatisch gedeckt. Noah hatte keine Blumen gekauft und keine Servietten gefaltet, die eine Botschaft über ihre Beziehung hätten transportieren sollen. Aber es gab frische Brötchen, Erdbeermarmelade, zwei weich gekochte Eier und die grosse graue Kanne, aus der er nur Kaffee einschenkte, wenn er fand, ein Tag müsse sich Mühe geben. In der Mitte lagen zwei Kinokarten. Rike blieb in der Küchentür stehen. „Sind das Kinokarten?“ Noah sah von der Espressomaschine auf. „Das wäre eine erstaunlich schlechte Überraschung, wenn es Briefmarken wären.“ „Für heute?“ „Für heute Abend. Acht Uhr. Im Capitol läuft dieser restaurierte Film mit dem Hotel, in dem alle dauernd Treppen steigen und niemand rechtzeitig nach Hause geht.“ Rike betrachtete die Karten, als könnten sie noch in etwas anderes umgewandelt werden, wenn sie nur lange genug schwieg. „Der mit dem blauen Plakat?“ „Genau der.“

„Den wolltest du sehen?“ „Wir wollten den sehen.“ Noah sagte es leicht. Er sagte es sogar mit einem kleinen Lächeln. Aber Rike hörte den Unterschied zwischen *ich habe Karten besorgt* und *wir wollten den sehen*. Der zweite Satz hatte schon einen Stuhl für sie freigehalten. Sie setzte sich nicht. „Noah“, sagte sie. Er stellte die

Kanne auf den Tisch. „Das klingt nach einem Satz, nach dem ich die Eier noch einmal kontrollieren sollte.“ „Ich dachte, heute machen wir nichts aus.“ „Wir machen doch auch nichts Grosses aus. Wir frühstücken. Dann macht jede Person ihren Kram oder keinen Kram. Und abends gehen wir zwei Stunden ins Kino.“ „Das ist schon ziemlich viel ausmachen für einen Tag, der keinen Auftrag haben sollte.“ Noah sah auf die Karten. Dann auf sie. „Ein Kinofilm ist kein Auftrag.“ Rike zog einen Stuhl zurück, setzte sich aber noch immer nicht. „Für dich vielleicht nicht.“ „Für dich ist ein Filmauftrag?“ „Nein. Aber ein Film am Abend ist ein Film am Abend. Dann ist der Tag nicht mehr leer.“ „Muss er denn leer sein?“ Die Frage war ruhig gestellt. Gerade deshalb klang sie in Rike nach etwas, das sie besser hätte vorher erklären sollen. Sie setzte sich nun doch. Das Ei in ihrem Eierbecher hatte eine kleine Risslinie. Sie sah sie an, als wäre sie zuständig dafür, dass das Ei unbeschadet in diesen Sonntag gekommen war. „Ich will nicht, dass wir heute etwas machen müssen, nur weil wir beide frei haben“, sagte sie. Noah nahm die Karten vom Tisch und legte sie neben sich. „Ich dachte nicht, dass du etwas musst.“ „Aber du hast Karten gekauft.“ „Ja. Weil ich mich darauf gefreut habe, mit dir ins Kino zu gehen.“ „Und ich freue mich darauf, zu Hause zu bleiben.“ Der Satz stand zwischen ihnen. Nicht laut. Nicht scharf. Aber plötzlich so genau, dass beide wussten, er liess sich nicht mit einem Witz aus dem Raum tragen. Noah nahm sein Ei und schälte es sehr sorgfältig. „Dann können wir die Karten ja verschenken“, sagte er. „Das habe ich nicht gesagt.“ „Du hast gesagt, du willst zu Hause bleiben.“ „Ich habe gesagt, ich will heute nichts ausmachen.“ „Rike, es ist Sonntag. Es ist kein Einsatzplan. Niemand vergibt Punkte.“ Sie spürte, wie ihre Schultern nach oben gingen. „Du nicht“, sagte sie. „Aber ich schon.“ Noah hielt inne. Im Nachbarhaus liess jemand einen

Metallgegenstand fallen. Vielleicht einen Topf. Vielleicht eine Hantel. Vielleicht hatte ein Mensch beschlossen, dass der Sonntag nur dann begann, wenn etwas mit Nachdruck auf Fliesen traf. „Ich will den Tag nicht verlieren“, sagte Noah schliesslich. Rike sah ihn an. „Verlieren wohin?“ „Naja.“ Er machte eine kleine Bewegung mit der Hand. „An Nichtstun. An dieses... Wir blinzeln einmal, und dann ist Montag, und wir haben uns höchstens gefragt, ob wir noch Milch brauchen.“ „Das klingt für mich nicht nach verloren. Das klingt nach Sonntag.“

„Und für mich klingt es ein bisschen danach, als wärst du lieber allein frei als mit mir.“ Jetzt hätte Rike ihm sofort widersprechen können. Sie wollte es auch. Aber sie merkte, dass ihr erstes Nein wieder nur schnell sein würde, schnell und richtig und so glatt, dass Noah darin nichts finden konnte, was ihm wirklich half. Sie sah auf den Zettel, der am Kühlschrank hing. **SONNTAG: KEIN AUFTRAG.** Noah folgte ihrem Blick. „Galt der auch für mich?“, fragte er. Rike schüttelte den Kopf. „Nein. Der galt für mich.“ „Ich wusste das nicht.“ „Ich weiss.“ Das war das Unangenehme: Beide hatten recht, und beide waren nicht rechtzeitig da gewesen. Noah schob die Kinokarten unter die graue Kanne. Nicht ganz darunter, nur so weit, dass ihre obere Ecke noch hervorsah. Als müssten sie bezeugen, dass sie einmal eine gute Idee gewesen waren. „Die Vorstellung ist erst um acht“, sagte er. Rike nickte. „Das ist praktisch die entfernteste Form von Druck, die man haben kann.“ Noah lächelte nicht. „Tut mir leid.“ „Mir auch“, sagte Rike. Sie assen die Brötchen. Der Kaffee wurde kalt. Die Karten blieben unter der Kanne. Um zehn Uhr siebenunddreissig wusste keiner von beiden, ob sie einen freien Sonntag hatten oder nur einen Streit, der zufällig nicht in den Kalender eingetragen war.

Rikes Perspektive

Rike mochte Sonntage nicht, weil sie nichts verlangten. Sie mochte sie, weil sie nicht so taten, als sei ihr Wert davon abhängig, was sie aus ihnen machte. Unter der Woche war ihre Zeit nie wirklich ihre eigene. Selbst wenn sie keine Aufnahmen hatte, gab es Dateien, Rückrufe, Freigaben, Menschen, die „nur ganz kurz“ wissen wollten, ob sie den Ton noch etwas wärmer machen könne. Wärme war im Audiojournalismus ein beliebtes Wort. Es bedeutete oft, dass jemand etwas weniger deutlich sagen wollte und dafür Rike brauchte. An Sonntagen wollte sie nicht warm, deutlich oder hilfreich sein. Sie wollte Tee trinken, bis der Tee zu kalt wurde. Sie wollte am Fenster stehen und den Leuten unten zusehen, die mit Bäckertüten über die Strasse gingen, als hätten sie alle einen geheimen Vertrag mit dem Vormittag. Sie wollte den Wäscheberg ignorieren, ohne dass daraus ein Zeichen ihrer Persönlichkeit wurde. In ihrer Kindheit war Sonntag anders gewesen. Nicht schlecht. Nur fest. Um zehn wurde aufgeräumt, um zwölf gegessen, um halb drei ging man zu ihrer Grossmutter, und wenn der Besuch ausfiel, bekam der Tag sofort die Stimmung eines nicht eingelösten Gutscheins. Ihr Vater sagte dann manchmal: „Man kann den Sonntag doch nicht einfach verplempern.“ Rike hatte lange gebraucht, um zu verstehen, dass sie das Wort *verplempern* nicht mochte, weil darin schon ein Urteil über Stunden lag, die sich nicht nützlich machten. Noah war nicht ihr Vater. Noah war freundlicher, neugieriger, lustiger. Er hatte die Kinokarten nicht gekauft, um ihren Tag zu kontrollieren. Er hatte sie gekauft, weil er sie kannte und dachte, der Film würde ihr gefallen. Gerade das machte es so schwer. Wenn jemand etwas klar Falsches wollte, konnte Rike Nein sagen. Sie war gut darin, bei schlechten Bedingungen sachlich zu bleiben. Aber Noah wollte

etwas Schönes. Er wollte einen Abend mit ihr, einen Film, vielleicht später noch einen Drink in der Bar gegenüber. Er wollte eine Geschichte, die sie am Montag mitnehmen konnten.

Und sie wollte, dass der Sonntag keine Geschichte werden musste. Sie sass am Küchentisch und dachte: *Wenn ich ihm jetzt sage, dass ich auch gern mit ihm zusammen bin, klingt es wie ein Trostpreis.* Dabei war es die Wahrheit. Sie wollte nur nicht die gesamte Wahrheit in eine Kinokarte packen.

Noahs Perspektive

Noah hatte die Karten am Donnerstag gekauft, als er im Kino am Ende einer Spätschicht die Plakate im Foyer kontrollierte. Das Capitol zeigte den Film nur zweimal. Ein restauriertes Schwarzweissdrama, das sich wegen seiner Treppen, Türen und langen Blicke angeblich gut erhalten hatte. Noah wusste, dass Rike alte Filme mochte, sofern niemand ihr vorher erklärte, warum sie wichtig waren. Er wusste auch, dass sie den Weg zum Kino liebte: über die kleine Brücke, dann links am Plattenladen vorbei, wo sonntags immer ein Mann in einer roten Jacke vor der geschlossenen Tür stand und so tat, als warte er auf Musik. Die Karten waren keine Strategie gewesen. Oder vielleicht doch. Noah war sich nicht sicher, wann eine Vorfreude zur Strategie wurde. Vermutlich genau dann, wenn die andere Person sie nicht teilte. Er hatte unter der Woche so viele Abende organisiert, die nicht ihm gehörten. Menschen kamen ins Kino, fanden ihren Platz, regten sich über die Schlange auf, lachten an den richtigen Stellen oder gar nicht, und am Ende gingen sie nach Hause mit dem Gefühl, etwas erlebt zu haben. Noah mochte das. Er mochte, dass ein Raum für ein paar Stunden funktionierte, weil jemand vorher an Licht, Tickets, Technik und genug Gläser gedacht hatte. Aber manchmal machte ihn diese Arbeit auch hungrig nach einem Abend, der ihm gehörte. Wenn Rike und er beide frei hatten, wollte er nicht, dass die Zeit einfach an ihren getrennten Bildschirmen verdunstete. Er wollte sie nicht überwachen. Er wollte sie nur bemerken. Das klang in seinem Kopf besser, als es am Küchentisch geklungen hatte. *Ich will den Tag nicht verlieren.* Er hatte sofort gemerkt, wie der Satz bei Rike ankommen musste. Als wäre ihr Nichtstun ein Loch, in das etwas Wertvolles fiel. Dabei kannte Noah ihre Sonntage. Er mochte sie sogar. Wenn

sie am Fenster stand, die Haare noch nicht gekämmt, und ihm aus der Küche zurief, ob es möglich sei, dass Menschen am Sonntag grundsätzlich lauter Treppen stiegen. Wenn sie gegen vier Uhr plötzlich Lust hatte, Suppe zu kochen, ohne Rezept und ohne Plan. Wenn sie nach einer langen Stille eine Bemerkung machte, die ihn so zum Lachen brachte, dass sie selbst überrascht war. Vielleicht wollte er diese Momente nicht verlieren, weil er sie so gern hatte. Und vielleicht war genau das das Problem. Man konnte etwas Schönes so festhalten wollen, dass es nicht mehr von selbst passieren durfte. Noah sah die Karten unter der Kanne hervorstehen. Er dachte daran, sie in die Schublade zu legen. Dann hätte es ausgesehen, als sei ihm alles egal. Das wollte er auch nicht. Er wollte Rike sagen: *Ich will dich nicht beschäftigen. Ich will mit dir zusammen frei haben.* Aber er wusste nicht, ob das ein Unterschied war, den man hören konnte, wenn man gerade versuchte, einen freien Tag zu verteidigen.

Nachklang

Sichtbar geworden. Auf dem Küchentisch liegen zwei Kinokarten. Sie machen sichtbar, dass freie Zeit nicht für beide dasselbe bedeutet, obwohl beide sich aufeinander beziehen.

Die Reibung. Rike schützt einen Tag ohne Zweck. Noah möchte die seltene gemeinsame Zeit nicht unbemerkt verlieren. **Offene**

Frage. Wann wird ein schöner Vorschlag so schwer, dass eine freie Antwort schon wie eine Enttäuschung klingt?

Merksatz: Gemeinsame freie Zeit wird nicht kleiner, wenn beide sie unterschiedlich brauchen dürfen.

Kapitel 2: Das Frühstück, das eine Absicht hatte

Manchmal ist die aufwendigste Sache an einem freien Tag nicht, etwas zu unternehmen. Manchmal ist es, den eigenen Wunsch nicht sofort wie eine Forderung klingen zu lassen.

Szene

Um zehn Uhr siebenundvierzig war das erste Brötchen hart genug geworden, um einen Standpunkt zu vertreten. Rike bemerkte es, als sie mit dem Messer durch die Kruste wollte und das Messer stattdessen einen kleinen, beleidigten Satz über den Teller machte. Noah bemerkte es auch. Er stand am Spülbecken und hielt die graue Kanne unter den Wasserhahn, obwohl darin noch Kaffee für eine halbe Tasse gewesen wäre. „Du musst den nicht wegschütten“, sagte Rike. „Er ist kalt.“ „Das sind wir auch.“ Noah drehte den Hahn zu. Rike bereute den Satz sofort. Nicht weil er falsch war. Weil er genau die Sorte Satz war, die sich klüger anhörte, als sie in einem Raum mit zwei Menschen und einem missglückten Frühstück sein durfte. „Sorry“, sagte sie. „Schon gut.“ „Nein. Das war ein Satz, den man sagt, wenn man möchte, dass der andere merkt, wie verletzt man ist, ohne selbst erklären zu müssen, warum.“ Noah stellte die Kanne ab. „Das ist zumindest effizient.“ Diesmal lächelte sie. Ein wenig. Er setzte sich wieder an den Tisch. Die Kinokarten lagen noch unter der Kanne, als hätten sie beschlossen, dort auf ihre rechtliche Vertretung zu warten. „Ich wollte dir nicht den Tag einteilen“, sagte Noah. Rike nickte. „Ich weiss.“ „Ich habe trotzdem genau das gemacht, oder?“ Sie sah ihn an. Nicht vorwurfsvoll. Eher vorsichtig, weil sie merkte, dass seine Frage keine Falle war und sie keine Antwort geben wollte, die sich nach einem Urteil anfühlte. „Du hast ihn nicht eingeteilt wie eine Schicht“, sagte sie. „Aber du hast einen Anfang und ein Ende für ihn hingelegt. Frühstück mit Absicht, dann vielleicht irgendwann Dinge oder keine Dinge, und abends ein Film. Das ist kein schlimmer Plan. Nur ...“ „Nur kein leerer Tag.“ „Ja.“ Noah stützte die Unterarme auf den Tisch. „Ich verstehe den leeren Tag nicht immer.“ Rike nickte wieder. Das überraschte ihn offenbar.

„Das ist immerhin ehrlich“, sagte sie. „Ich verstehe, dass du müde bist. Ich sehe das. Nach deiner Woche bist du manchmal schon erschöpft, wenn jemand nur das Wort ‚Rückmeldung‘ sagt. Aber ich verstehe nicht, warum ein Film mit mir dann schon zu viel ist.“ Rike sah zu ihrem Zettel am Kühlschrank. Die Schrift war mit schwarzem Filzstift gemacht, der ein bisschen verlaufen war. „Weil der Film nicht nur ein Film ist, wenn du ihn vorher kaufst“, sagte sie. „Was ist er dann?“ Sie nahm das Messer in die Hand, legte es wieder hin. „Ein Punkt, auf den der Tag zuläuft. Und wenn ich weiss, dass der da ist, fange ich schon morgens an, mich dazu zu verhalten. Dann kann ich nicht einfach schlafen, bis ich aufwache. Ich kann nicht drei Stunden am Fenster stehen und aus Versehen nichts denken. Ich kann nicht um fünf Uhr sagen: Vielleicht will ich jetzt doch nur Suppe essen und eine Sendung über sehr langsame Gärtner sehen.“ „Sehr langsame Gärtner?“ „Sie pflanzen bestimmt auch nichts, wenn sie keine Lust haben.“ „Das halte ich für gärtnerisch problematisch.“ „Du verstehst den Geist.“ Noah sah auf die Karten. „Vielleicht verstehe ich ihn ein bisschen zu gut. Ich denke nur: Wir haben beide frei. Das passiert nicht oft. Und dann möchte ich, dass wir etwas haben, das nur uns gehört.“ „Der Tag gehört uns doch auch, wenn wir nichts zusammen machen.“ „Das fühlt sich für mich nicht automatisch so an.“ Rike sagte nichts. Noah fuhr fort, leiser: „Unter der Woche bist du oft hier, aber nicht wirklich da. Nicht weil du unfreundlich bist. Du hörst dann noch irgendeinen O-Ton in deinem Kopf. Oder du schreibst plötzlich ‚nur eben‘ eine Mail. Ich habe meistens Verständnis dafür. Wirklich. Aber wenn wir beide frei haben, hoffe ich manchmal, dass wir auch gemeinsam frei sind. Nicht nur gleichzeitig in derselben Wohnung.“ Rike spürte, wie etwas in ihr sich sträubte. Nicht gegen ihn. Gegen die alte Angst, dass sie ausgerechnet dann, wenn sie Ruhe brauchte, beweisen

musste, dass ihre Liebe nicht darunter litt. „Ich will dich nicht aus meinem Sonntag ausschliessen“, sagte sie. „Das habe ich auch nicht gesagt.“ „Aber du hast es gedacht.“ Noah schloss kurz die Augen. „Ja“, sagte er. „Ein bisschen.“ Das war nun kein guter Moment. Aber es war wenigstens ein echter. Rike stand auf, ging zum Kühlschrank und nahm den Zettel ab. Sie drehte ihn um. Auf der Rückseite stand eine Einkaufsliste aus der vergangenen Woche: Spülmittel, Basilikum, Batterien, *Noah fragen, ob er den Kuchen wirklich braucht*. Sie hielt ihm das Blatt hin. „Der Zettel war nicht gegen dich“, sagte sie. „Er war gegen diese Stimme in mir, die immer sofort fragt, was noch erledigt werden könnte. Ich wollte mir einen Tag geben, an dem nichts gebraucht wird. Nicht mal von mir.“ Noah nahm das Blatt nicht sofort. „Und wenn ich etwas von dir brauche?“, fragte er. Rike sah ihn an. Da war es. Nicht die Kinokarte. Nicht der Film. Der Satz darunter. Sie setzte sich wieder. „Dann möchte ich, dass du es sagst“, sagte sie. „Aber nicht so, dass ich aus deinem Bedürfnis sofort eine Aufgabe machen muss.“ Noah nickte langsam. „Wie soll das gehen?“ Rike dachte nach. Das tat sie gern. Leider klang Nachdenken in solchen Momenten manchmal, als würde sie gleich ein Formular ausgeben. „Vielleicht so: Du sagst nicht, was wir machen sollten. Du sagst, was du dir wünschst. Und ich darf sagen, was ich dafür heute habe oder nicht habe.“ „Das klingt sehr nach einem Formular.“ „Es ist ein sehr kurzes Formular.“ „Mit Durchschlag?“

„Wenn du dich gut verhältst.“ Er lächelte. Diesmal hielt es etwas länger. „Also“, sagte Noah. „Ich wünsche mir heute Abend einen Film mit dir, weil ich mich darauf gefreut habe, zwei Stunden neben dir zu sitzen und danach mit dir darüber zu streiten, ob er traurig war oder nur schlecht beleuchtet.“ Rike sah auf die Karten. „Und

ich habe heute nicht die Kraft dafür, weil ich mich seit Montag nach einem Abend sehne, an dem nichts auf mich wartet. Auch nichts Schönes.“ Noah nickte. Er sah nicht glücklich aus. Aber auch nicht so, als müsse ihre Antwort sich jetzt rechtfertigen. „Das tut ein bisschen weh“, sagte er. „Ich weiss.“ „Ich sage das nicht, damit du es änderst.“ Rike hob den Blick. „Gut“, sagte sie. „Danke.“ Er strich mit dem Daumen über die Kante einer Kinokarte. „Und ich muss nicht so tun, als wäre es mir egal, oder?“ „Bitte nicht.“ Eine Weile sassen sie still. Draussen fuhr ein Fahrrad über die nasse Strasse. Jemand lachte im Hausflur. Das Lachen war zu laut für einen Sonntag und gerade deshalb tröstlich. Es bewies, dass auch andere Menschen am Vormittag nicht wussten, wie sie ihre Zeit verwenden sollten. „Was machen wir mit den Karten?“, fragte Noah. Rike wollte sagen: *Schenk sie jemandem*. Dann merkte sie, dass der Satz sofort wieder aus dem guten Gespräch eine praktische Erledigung gemacht hätte. „Können sie noch eine Stunde unter der Kanne liegen?“, fragte sie. Noah sah sie an. „Das können sie.“ „Und wir auch?“ „Was?“ „Eine Stunde unter keiner Entscheidung liegen.“ Noah lehnte sich zurück. „Das ist ein seltsamer Satz.“ „Ich weiss.“ „Aber wahrscheinlich ein guter.“ Er nahm sein Handy vom Fensterbrett, schaltete den Ton aus und legte es mit dem Display nach unten auf den Tisch. Rike tat dasselbe mit ihrem Telefon. Dann stand Noah auf. „Ich mache neuen Kaffee“, sagte er. Rike hob eine Augenbraue. „Ist das ein Plan?“ „Eine Flüssigkeitsmassnahme.“ „Gut. Dann stimme ich zu.“ Als er die Kanne ausspülte, nahm Rike den Zettel und schrieb auf die Rückseite, unter die Batterien:

Wunsch sagen. Antwort zulassen. Nicht retten.

Sie sah die drei Sätze an. Dann strich sie den dritten nicht durch. Aber sie faltete das Papier so klein, dass es nicht mehr wie eine Regel

aussah.

Rikes Perspektive

Rike hatte geglaubt, dass sie sich vor dem Sonntag schützen müsse, weil sonst jemand aus ihm etwas machte. Nun sass Noah zwei Meter entfernt und machte Kaffee, ohne dass der Kaffee für etwas stand. Das war neu genug, um sie zu verunsichern. Sie hatte oft gedacht, ihre Rückzugswünsche seien am leichtesten zu erklären, wenn sie sie klein hielt. *Ich bin müde. Ich will nur heute nichts machen. Ist doch nicht schlimm.* Aber je kleiner sie ihre Bedürfnisse machte, desto grösser wirkte Noahs Wunsch daneben. Dann konnte er kaum anders, als sich ausgeschlossen zu fühlen. Vielleicht war das der Punkt: Sie wollte ihre Ruhe so unsichtbar machen, dass niemand sie als Entscheidung gegen sich lesen konnte. Und bemerkte nicht, dass Unsichtbarkeit keinen Raum für Verständnis liess. Noah musste nicht jede Erschöpfung nachvollziehen. Sie musste sie auch nicht als Beweis vorlegen. Aber sie konnte sagen, dass sie nicht vom Film weg wollte. Sie wollte von der Erwartung weg, heute Abend eine gute Version von sich selbst sein zu müssen. Das war nicht dasselbe. Es war nur schwerer zu erklären als: *Ich habe keine Lust.*

Noahs Perspektive

Noah stand vor der Espressomaschine und wartete darauf, dass das Wasser heiss wurde. Er wartete ungerne. In seinem Kino waren wartende Menschen fast immer ein Zeichen, dass irgendwo etwas fehlte: eine zweite Kasse, ein geöffnetes Foyer, eine Ansage, jemand mit einem Schlüssel. Hier fehlte nichts. Das machte das Warten so ungewohnt. Er hatte Rikes Antwort gehört. Sie hatte ihm wehgetan. Und sie hatte ihn nicht kleiner gemacht. Das war vielleicht der Unterschied zwischen einer Absage und einem Satz, der etwas ablehnte. Rike hatte nicht gesagt, der Film sei albern oder seine Karten seien ein unangenehmer Versuch, sie zu beschäftigen. Sie hatte gesagt, dass sie heute nichts Schönes tragen konnte. Noah mochte den Satz nicht. Aber er glaubte ihr. Er fragte sich, ob er seine Vorfreude bisher immer als besonders freundlich erlebt hatte, weil niemand ihr widersprechen konnte. Er stellte gern etwas hin, das anderen guttat: Essen, eine Idee, einen Abend, einen Weg. Und meistens freuten sich die Menschen. Wenn sie es nicht taten, fühlte sich seine Fürsorge plötzlich an wie eine Frage, die nicht beantwortet wurde. Vielleicht musste er lernen, dass eine Einladung nur dann wirklich grosszügig war, wenn die Antwort sie auch verfehlen durfte. Der Kaffee begann zu laufen. Noah stellte zwei Tassen auf den Tisch. Nicht weil das Frühstück gerettet war. Nicht weil der Sonntag nun wieder einen Ablauf hatte. Einfach weil Rike Kaffee mit Hafermilch trank und er wusste, wo die Hafermilch stand. Manchmal, dachte er, durfte Kenntnis auch nur Kenntnis sein.

Nachklang

Sichtbar geworden. Ein Frühstück mit Absicht legt drei Dinge auseinander, die leicht ineinanderfallen: Wunsch, Antwort und Wirkung. **Die Reibung.** Beide hören in der Reaktion des anderen zuerst die mögliche Zurückweisung und erst später die Sorge dahinter. **Offene Frage.** Wie bleibt ein Wunsch eine Einladung, auch wenn er nicht erfüllt wird?

Merksatz: Ein Wunsch bleibt frei, wenn seine Nichterfüllung nicht als Beweis mangelnder Nähe gilt.

Kapitel 3: Drei Stunden ohne Beweis

Ein Umweg ist nicht immer ein Zeichen, dass jemand schlecht geplant hat. Manchmal ist er nur ein Umweg.

Szene

Um kurz nach zwölf stand Rike mit einem Schal in der Hand im Flur und sah Noah an, als hätte er ihn ihr gerade zur Abstimmung vorgelegt. „Wir können ja eine Runde gehen“, sagte er. Er hatte versucht, den Satz so aussehen zu lassen, als sei er zufällig aus der Luft gefallen. Aber Noah konnte Vorschläge nicht ganz zufällig machen. Sie kamen bei ihm immer ordentlich gekämmt zur Welt. Rike hielt den Schal noch immer in der Hand. „Eine Runde wohin?“ „Nirgendwohin.“ „Das ist verdächtig präzise.“ „Wir gehen aus dem Haus, laufen am Markt vorbei, vielleicht zum Fluss. Wenn du nach fünf Minuten zurück willst, drehen wir um.“ „Das sind schon erstaunlich viele Stationen für Nirgendwohin.“ Noah nickte. „Dann nur: aus dem Haus.“ Rike zog den Schal an. „Das kann ich unterschreiben.“ Falkenbrück war nach dem Regen der Nacht noch nicht ganz entschieden, ob es grau oder glänzend sein wollte. Die Häuser am Westufer standen da, mit ihren schmalen Balkonen und den Regenrinnen, aus denen das Wasser in regelmässigen Abständen auf die Gehwegplatten tropfte. Aus einer Wohnung im Erdgeschoss roch es nach Zwiebeln. Von oben kam das schiefe Üben einer Trompete, die offenbar ebenfalls keinen Auftrag für diesen Sonntag hatte. Noah schloss die Haustür hinter ihnen ab, blieb aber mit dem Schlüssel noch einen Moment stehen. „Willst du wirklich nur laufen?“, fragte er. Rike sah ihn an. „Du darfst fragen, ohne gleich eine bessere Möglichkeit bereitzuhalten.“ Er zog die Mundwinkel ein wenig nach innen. „Ich übe.“ „Ich auch.“ Sie gingen los.

Zunächst war es leicht. Der Weg führte die kleine Strasse hinunter, an dem Kiosk vorbei, der sonntags geschlossen hatte, aber seine Auslage mit den Sonnenblumenmagazinen so präsentierte, als könne er jeder Zeit wieder öffnen. Ein Hund mit einem roten Halstuch zog

einen Mann in Richtung Park. Ein Mädchen fuhr langsam auf einem Roller und rief in regelmässigen Abständen „Warte!“ zu einer Mutter, die bereits wartete. Noah ging neben Rike, nicht zu dicht, nicht zu langsam. Er wusste, dass sie seine Rücksicht bemerken konnte. Er wusste auch, dass sie es hasste, wenn Rücksicht wie eine unsichtbare Decke über alles gelegt wurde. „Das ist schön“, sagte er nach einer Weile. Rike sah nicht auf. „Was genau?“ „Dass wir gehen.“ „Das klingt, als hätten wir eine medizinische Rehabilitation begonnen.“ „Ich meinte nur ...“ „Ich weiss.“ Sie sagte es diesmal weich genug, dass er nicht weiter erklären musste. Am Ende der Strasse stand ein gelbes Absperrgitter quer über dem Weg zur kleinen Fussgängerbrücke. Daran hing ein Schild: **WEGEN AKUTER UFERARBEITEN GESPERRT.**

UMLEITUNG ÜBER DIE SCHWANENBRÜCKE.

Darunter hatte jemand mit Kugelschreiber ergänzt: **DIE SCHWANENBRÜCKE IST AUCH GESPERRT. VIEL ERFOLG.**

Noah blieb stehen. Rike las den Zusatz zweimal. „Das ist sehr Falkenbrück“, sagte sie. „Welcher Teil?“ „Die Stadt gibt einen Hinweis und ein Mensch korrigiert ihn mit einer Art von Wahrhaftigkeit, die rechtlich vermutlich schwierig ist.“ Noah trat näher an das Gitter. Dahinter war der Uferweg aufgerissen. Ein Bagger stand mit gesenktem Arm im nassen Boden, als hätte er sich auf dem Weg zur Arbeit erschöpft hingelegt. Zwei orangefarbene Warnleuchten blinkten auch am Sonntag, sehr gewissenhaft und ohne Publikum. „Wir können zurück und über den Markt zur alten Unterführung“, sagte Noah. Rike sagte nichts. Er sah zu ihr. „Das war eine Möglichkeit, keine Ansage.“ „Ich weiss.“ „Und?“ Rike sah

auf den Uferweg, auf die Absperrung, auf den Bagger, der sich um nichts kümmerte. Ein Teil von ihr wollte umdrehen. Nicht weil sie enttäuscht war. Einfach, weil ein Hindernis den freien Nachmittag wunderbar eindeutig machen konnte. Man konnte sagen: Schade. Dann nach Hause gehen. Niemand hatte etwas falsch gewollt. Doch neben ihr stand Noah mit diesem vorsichtigen Gesicht, in dem sie inzwischen die Frage lesen konnte, ob sie aus ihrer Ruhe gerade wieder einen Rückzug baute. „Ich will nicht nur umdrehen, weil der erste Weg zu ist“, sagte sie. Noah nickte. „Gut.“ „Aber ich will auch nicht, dass wir jetzt die Umleitung zu unserem Sonntagserlebnis machen.“ Er dachte einen Moment nach. „Dann gehen wir zur alten Unterführung, bis sie uns nervt.“ „Das ist eine sehr vernünftige Begrenzung.“ „Ich bin im Kino ausgebildet. Wir nennen das Laufzeit.“ Sie gingen zurück in Richtung Markt. Dort wartete die nächste Unwahrscheinlichkeit auf sie: die Sonntagsbäckerei. Vor dem Laden „Korn & Kruste“ hatte sich eine Schlange gebildet, die den Bürgersteig so ernsthaft besetzte, als würde darin eine Behörde eröffnet. Menschen in Regenjacken standen mit Tüten, Kinder drückten Nasen gegen die Scheibe, eine Frau in grüner Weste hielt drei Leinen und ein Croissant gleichzeitig. Aus dem Laden kam warmer Hefegeruch. Rike spürte, wie ihr Nacken schneller müde wurde. „Wir müssen da nicht rein“, sagte Noah sofort. „Ich weiss.“ „Ich wollte nur sagen ...“ „Noah.“ Er hielt inne. „Du musst nicht jedes Nein, das ich noch gar nicht ausgesprochen habe, prophylaktisch respektieren.“ Er schloss kurz die Augen.

„Stimmt.“ „Sonst wird aus deiner Rücksicht wieder ein Programm.“ Noah sah die Schlange an. „Dann sage ich nur: Ich hätte gerade Lust auf ein Mohnbrötchen.“ Rike musste lachen. „Ausgerechnet jetzt?“ „Ich habe meine Bedürfnisse lange genug unbenannt gelassen.“ „Das

ist ein hervorragender Satz für ein Mohnbrötchen.“ „Danke.“ Sie sah zur Schlange. Sie wusste, dass sie darin unruhig werden würde. Nicht panisch, nicht dramatisch. Nur so, wie ein Radio unangenehm wurde, wenn es in einem Raum lief, in dem man eigentlich still sein wollte. „Ich habe gerade keinen Raum für eine Schlange“, sagte sie. Noah nickte. „Dann hole ich uns nicht heimlich welche, während du weitergehst.“ „Das wäre sehr nett und würde mich wahnsinnig machen.“ „Ich lerne.“ Sie gingen weiter. Die alte Unterführung lag hinter dem Markt, dort, wo der Fluss an der Stadtmauer vorbeifloss und die Häuser ihre Rückseiten zeigten. Rike mochte die Rückseiten von Häusern. Sie waren weniger bemüht. Wäscheleinen, rostige Geländer, Pflanzen, die in Töpfen überlebten, obwohl niemand sich noch an ihren Namen erinnerte. An der Unterführung hing ein weiteres Schild. Dieses war offiziell und wetterfest.

DURCHGANG NACH STARKREGEN ZEITWEISE NICHT MÖGLICH.

Unter dem Schild stand eine Pfütze, die ihre eigene Meinung dazu hatte. Sie reichte vom Mauerwerk bis zur Bordsteinkante und war so braun, dass sie weder Spiegel noch Wasser genannt werden wollte. Noah blieb wieder stehen. Rike tat es ihm gleich. „Vielleicht ist das die Stadt, die uns sagen will, wir sollen heimgehen“, sagte er.

„Vielleicht ist die Stadt nur schlecht darin, Dinge trocken zu halten.“ „Das wäre auch möglich.“ Ein Mann mit einem Kinderwagen kam von der anderen Seite. Er versuchte, die Vorderräder über den schmalen Randstreifen an der Mauer zu heben. Die Räder rutschten ab. Das Kind im Wagen schlief. Der Mann fluchte so leise, dass es wie ein Gebet klang. Noah ging einen Schritt vor. Rike sah, wie seine

Hand sich bewegte, bevor er sprach. Er wollte helfen. Natürlich wollte er helfen. Noah wollte bei einem kippenden Kinderwagen nicht erst eine Rollenklärung vornehmen. „Kann ich kurz mit anheben?“, fragte er. Der Mann sah auf. „Ja, bitte.“ Noah nahm den Griff vorne, der Mann hinten. Gemeinsam hoben sie den Wagen über die schmalste Stelle. Das Kind wachte nicht auf. Der Mann atmete aus. „Danke“, sagte er. „Gern“, sagte Noah. Mehr nicht. Rike beobachtete ihn. Kein Witz, keine Geschichte, keine Nachfrage, wohin der Mann musste. Noah ging zurück zu ihr, als wäre das die ganze Angelegenheit gewesen. „War das jetzt ein Plan?“, fragte sie. „Eine akute Rädermassnahme.“ „Ich genehmige sie nachträglich.“ Sie standen am Rand der Pfütze. „Und nun?“, fragte Noah. Rike betrachtete den schmalen Mauerstreifen. Sie hätte hinüberkommen können. Vermutlich. Aber sie wollte nicht. Nicht, weil sie sich anstellte, wie sie im Kopf ihres Vaters manchmal hiess, wenn sie etwas nicht tat, das technisch möglich gewesen wäre. Sie wollte einfach nicht über einen Rand balancieren, während unten das Wasser wartete und Noah neben ihr so tat, als sei das alles eine unverbindliche Wahl. „Ich möchte nicht da rüber“, sagte sie. Noah sah erst zur Pfütze, dann zu ihr. „Gut.“ „Nicht: Du könntest aber.“ „Nicht: Du könntest aber.“ „Nicht: Es ist doch nur ein bisschen Wasser.“ „Auch nicht.“ Rike sah ihn an. „Danke.“ Noah nickte. „Ich möchte trotzdem nicht wieder nach Hause.“ Da war sein Wunsch. Nicht als Druck. Nicht als Umwegsvorschlag mit versteckter Landkarte. Rike atmete aus. „Dann gehen wir nicht nach Hause“, sagte sie. „Aber wir müssen auch nicht dorthin, wo wir ursprünglich hinwollten.“ „Wo gehen wir dann hin?“ Sie drehte sich einmal langsam um. Rechts lag die Treppe zur Stadtmauer. Oben standen zwei Bänke, ein abgestelltes Fahrrad und ein leerer kleiner Kiosk, der sein Rollgitter halb heruntergelassen hatte. Links führte die Strasse

zurück zum Markt. Geradeaus war Wasser, das heute niemanden brauchte. „Da hoch“, sagte Rike und zeigte auf die Bänke.

„Vielleicht sitzen wir da zehn Minuten. Ohne Aussichts pflicht.“ Noah lächelte. „Das ist mein Lieblingswort des Tages.“ Die Treppe war steiler, als sie von unten aussah. Oben piff Wind über die Mauer. Der Fluss zog grau und breit an der Stadt vorbei. Auf der anderen Seite stand die Bibliothek mit ihren hohen Fenstern, und hinter ihr lagen die Dächer Falkenbrücks wie gefaltete Decken. Die Bank war nass. Noah zog ein Taschentuch aus seiner Jackentasche und hielt es hoch. Rike sah ihn an. „Was?“ „Das ist der Moment, in dem ich prüfen müsste, ob du die Bank jetzt retten willst.“ „Ich möchte trocken sitzen. Das ist mein Wunsch.“ „Und ich habe Raum dafür.“ Sie wischten die Bank ab. Nicht gründlich. Nur so, dass sie sitzen konnten, ohne später mit nassem Hosen boden eine Geschichte über die Stadt schreiben zu müssen. Zehn Minuten lang sagten sie nichts. Rike zog die Knie an. Noah sass neben ihr und sah auf den Fluss. Ein Schiff fuhr langsam unter der fernen Brücke durch. Es tat so, als sei es mit einer sehr wichtigen Lieferung unterwegs, obwohl es wahrscheinlich nur Sand transportierte. „Ich habe gerade das Gefühl, wir hätten überhaupt nichts gemacht“, sagte Noah. Rike wartete. „Und ich meine das nicht schlecht“, fügte er hinzu. „Gut.“

„Ich dachte nur, ich sollte es sagen, bevor es in mir zu einem Urteil wird.“ Rike betrachtete seine Hände, die auf seinen Knien lagen. „Wir sind rausgegangen“, sagte sie. „Wir haben drei Wege nicht genommen. Du hast einem Kinderwagen geholfen. Ich habe dir gesagt, dass ich nicht über eine Pfütze balancieren will. Das ist für einen Sonntag schon fast ein Jahresbericht.“ Noah lachte. „Dann müssten wir für den Rest des Tages sehr vorsichtig sein. Sonst

überfordern wir die Statistik.“ Rike lehnte ihre Schulter kurz gegen seine. „Ich glaube, ich kann noch ein bisschen draussen sein“, sagte sie. Noah drehte den Kopf zu ihr. „Ich kann noch ein bisschen nirgendwohin gehen.“ Sie sassen weiter. Die Kinokarten lagen nicht bei ihnen. Sie lagen unter der grauen Kanne in ihrer Küche, in einer Wohnung, die gerade nichts von ihnen verlangte. Die gesperrte Brücke stand noch da. Die Bäckerei war noch voll. Die Pfütze blieb eine Pfütze. Aber für einen Moment war nichts davon eine Anweisung.

Rikes Perspektive

Rike hatte gehofft, draussen werde es einfacher. Draussen gab es Wege, Wetter, andere Menschen, etwas, auf das man zeigen konnte. Wenn der Sonntag drinnen zu eng wurde, konnte man wenigstens sagen: Wir gehen. Nun hatte Falkenbrück ihnen drei Hindernisse hintereinander hingelegt, als wolle die Stadt beweisen, dass selbst ein Spaziergang über Zuständigkeiten, Umleitungen und nasse Bänke verfügte. Früher hätte Rike das als Bestätigung genommen. *Siehst du? Wir hätten zu Hause bleiben sollen.* Ein Hindernis war für sie oft eine elegante Erlaubnis gewesen, sich zurückzuziehen, ohne den Rückzug selbst vertreten zu müssen. Doch Noah hatte nicht gerettet. Er hatte nicht behauptet, sie müsse nur über den Rand balancieren oder den Weg durch die Schlange ertragen. Er hatte auch nicht so getan, als gäbe es keinen Wunsch mehr, nur weil Rike etwas nicht konnte oder wollte. Das machte es leichter, nicht zu verschwinden. Sie musste nicht beweisen, dass sie unkompliziert war. Sie konnte einfach sagen: *Da nicht. Noch nicht nach Hause. Vielleicht hier.* Der Satz war klein. Aber er enthielt eine Richtung.

Noahs Perspektive

Noah hatte den Spaziergang zunächst als unkomplizierte Lösung gesehen. Ein bisschen Luft. Keine grosse Verabredung. Kein Film. Ein Weg, der nicht nach Plan aussah, aber wenigstens einer war. Dann kam das Gitter. Dann die Schlange. Dann die Pflütze. Jedes Mal bemerkte er den Impuls, sofort zu sagen, wie es weitergehen konnte. Er war nicht nur praktisch. Er war auch ängstlich. Wenn er einen nächsten Schritt kannte, musste niemand in dieser unangenehmen Lücke stehen, in der etwas anders wurde als gedacht. Aber vielleicht war genau das die Lücke, die Rike meinte. Nicht eine leere Stelle, die man schnell ausfüllen sollte. Eine Stelle, an der man fragen konnte: Was geht jetzt noch? Was wollen wir noch? Was ist heute nicht drin? Als Rike die Bank vorschlug, hatte Noah zuerst gedacht: *Das ist doch kein Ziel*. Dann hatte sie sich an seine Schulter gelehnt, und er merkte, dass ein Ziel etwas anderes war als ein Ort, an dem man kurz nicht weiter musste. Das war ihm nicht weniger wert. Es war nur schwerer zu fotografieren.

Nachklang

Sichtbar geworden. Der Weg durch Falkenbrück wird erst durch seine Unterbrechungen zu gemeinsamer Zeit. **Die Reibung.** Rike sucht Entlastung vom Ziel; Noah sucht ein sichtbares Miteinander. Beides muss nicht gegeneinander gehen. **Offene Frage.** Welche Stunden sind wertvoll, obwohl sie später keine Geschichte mit eindeutigen Ergebnis hergeben?

Merksatz: Ein gemeinsamer Weg muss nicht am geplanten Ziel enden, um ein gemeinsamer Weg gewesen zu sein.

Kapitel 4: Die Umleitung, die zu viel wusste

Ein Schild kann einen Weg weisen. Es kann aber auch so tun, als wüsste es mehr, als der Weg gerade hergibt.

Szene

Als Rike und Noah von der Stadtmauer herunterkamen, stand an der Pfütze eine Frau in einem dunkelblauen Regenmantel und versuchte, ein neues Schild an einem Bauzaun zu befestigen. Das Schild war zu gross für die Klammern. Die Frau wusste das offenbar schon seit mehreren Minuten. Sie hielt es mit einer Hand fest, zog mit der anderen an einem Kabelbinder und sagte leise Dinge, die nur deshalb nicht als Fluch durchgingen, weil sie sehr präzise waren. „Das ist nicht die vorgesehene Breite“, sagte sie zu niemandem. Noah blieb stehen. Rike auch. Auf dem Schild stand in grossen schwarzen Buchstaben: **FLUSSUFER HEUTE NUR EINGESCHRÄNKT ERREICHBAR. DIE ANGEGEBENE UMLEITUNG IST DERZEIT NICHT NUTZBAR. AKTUALISIERTE INFORMATIONEN BIS 15 UHR HIER UND AUF DER STADTSEITE.**

Darunter stand, kleiner: **ANSPRECHPERSON: MARLENE HAGEDORN, SACHGEBIET ÖFFENTLICHER RAUM.**

Rike las den Text zweimal. „Das ist deutlich besser als das erste Schild“, sagte sie. Die Frau fuhr herum. Sie war vielleicht Mitte vierzig, hatte dunkle Locken, aus denen der Regen kleine Spiralen

machte, und trug an einem Schlüsselband einen Ausweis der Stadtverwaltung. Ihr Blick ging zuerst zum abgesperrten Weg, dann zu Rike und Noah, als sortiere sie, ob beide zum Problem, zur Lösung oder zu einer Sonntagsillusion gehörten. „Sie haben das erste Schild gesehen?“, fragte sie. Noah nickte. „Das mit der Schwanenbrücke.“ „Und dann die Korrektur mit Kugelschreiber?“ „Auch die“, sagte Rike. Frau Hagedorn schloss kurz die Augen. „Dann haben Sie heute die vollständige amtliche Erzählung erhalten.“ Noah hob die Hand. „Ich möchte nur sagen: Die Kugelschreiberkorrektur hatte Wucht.“ „Ja“, sagte Frau Hagedorn trocken. „Sie hatte nur leider keine Zuständigkeit.“ Ein Windstoss schlug das Schild gegen den Zaun. Noah griff danach, bevor es ihm auf den Fuss fallen konnte. „Kann ich halten?“, fragte er. Frau Hagedorn sah ihn kurz an. Dann nickte sie. „Bitte. Aber nur das Schild. Nicht die gesamte Verwaltung.“ „Das war ohnehin mein Plan.“ Rike merkte, wie er nach dem Satz in ihre Richtung sah. Nicht weil er Applaus wollte. Eher weil er selbst hörte, dass er in letzter Zeit gern einen Plan hatte, bevor jemand ihn brauchte. Frau Hagedorn zog den Kabelbinder fest. Noah hielt das Schild gerade. Die Pfütze lag neben ihnen wie eine kleine, braune Öffentlichkeit. „Was ist passiert?“, fragte Rike. Die Frau richtete sich auf und strich die Hände an ihrer Regenhose ab.

„Gestern Abend ist unterhalb der Brücke ein Rohr abgesackt. Der Uferweg musste zu. Die Schwanenbrücke war wegen einer Geländerprüfung bereits gesperrt. Das eine Sachgebiet hat die Umleitung ausgeschildert, das andere die Sperrung verlängert, und zwischen beiden lag ein Samstag.“ „Ein Samstag kann vieles“, sagte Noah. „Vor allem liegen“, sagte Frau Hagedorn. „Und dafür sorgen, dass drei Systeme glauben, sie seien bis Montag nicht betroffen.“

Rike sah auf den neuen Text. „Warum steht da ‚eingeschränkt erreichbar‘ und nicht einfach: nicht erreichbar?“ Frau Hagedorn zog die Augenbrauen zusammen. „Weil der Fluss über den Markt und die Stadtmauer erreichbar ist. Für Menschen zu Fuss, die die Treppen gut gehen können. Für manche nicht. Für andere nur mit grossem Umweg. Ich wollte nicht behaupten, er sei vollständig gesperrt. Aber ich wollte auch nicht wieder so tun, als sei ein Pfeil auf einer Karte eine Lösung für alle.“ Rike spürte einen kleinen, unerwarteten Respekt. Nicht für die Formulierung allein. Für die Tatsache, dass die Frau den Satz nicht schönredete. „Das erste Schild hat so getan, als gäbe es eine einfache Route“, sagte sie. „Ja.“ „Und jetzt sagen Sie: Es ist gerade kompliziert, wir prüfen das, und hier ist, wann wir wieder antworten.“ Frau Hagedorn sah sie genauer an. „Arbeiten Sie bei der Presse?“ „Nein. Audio-Redaktion.“ „Dann hören Sie beruflich wohl Dinge, die andere unter Formulierungen verstecken.“ „Manchmal leider auch beim Frühstück.“ Noah räusperte sich leise. Frau Hagedorn sah von einem zum anderen. Sie fragte nicht nach. Rike war ihr dankbar dafür. Eine ältere Frau mit Rollator kam vom Markt herüber. Sie blieb vor der Pfütze stehen, las das neue Schild und zog die Lippen zusammen. „Ich wollte nur an die Bank am Wasser“, sagte sie. Frau Hagedorn ging zu ihr. „Das verstehe ich. Heute kommen Sie nur über den Markt und die Stadtmauer dorthin. Das sind aber Treppen. Ich kann Ihnen nicht sagen, dass das für Sie ein guter Weg ist.“ Die Frau sah zum Umweg, dann zur Pfütze. „Und wann wird das hier wieder gehen?“ „Ich weiss es noch nicht. Um drei Uhr steht hier eine neue Information. Wenn die Prüfung bis dahin keine sichere Aussage erlaubt, schreibe ich das genau so hin.“ Die ältere Frau nickte nicht. Sie sah auch nicht zufrieden aus. Aber sie nahm die Antwort an wie etwas, das wenigstens nicht in ihre Hand gedrückt worden war, damit sie es

selbst tragen musste. „Dann gehe ich wieder zum Markt“, sagte sie. „Da gibt es auch Bänke.“ „Ja“, sagte Frau Hagedorn. „Und wenn Sie möchten, notiere ich, dass die Bank am Wasser gerade kein Ersatz für eine Bank am Markt ist.“ Die Frau schnaubte kurz. „Das wissen Sie aber schon, oder?“ „Heute weiss ich es noch einmal genauer.“ Als die Frau weiterging, blieb Frau Hagedorn einen Moment stehen. Noah lehnte noch immer am Schild, als wäre er für dessen moralische Stabilität verantwortlich. „Es tut mir leid“, sagte er plötzlich. Frau Hagedorn sah ihn an. „Wofür?“

„Für nichts Amtliches. Es ist nur ... Ich merke gerade, dass ich bei einem Hindernis sofort sagen möchte, wie es weitergeht. Und dann klingt es, als wäre der Weg wieder in Ordnung, obwohl er für die Person vielleicht gar nicht geht.“ Frau Hagedorn verschränkte die Arme. „Das ist kein seltenes Problem.“ „Bei mir ist es oft ein persönliches.“ „Dann haben Sie immerhin den Vorteil, dass Sie es nicht erst in einer Dienstanweisung entdecken müssen.“ Rike sah Noah an. Er lächelte nicht. Aber er nahm den Satz nicht als Angriff. „Was machen Sie jetzt?“, fragte Rike. Frau Hagedorn blickte auf ihr Handy. Der Bildschirm war voller ungelesener Nachrichten. Eine kam gerade herein. Sie las sie, atmete aus und steckte das Telefon wieder weg. „Die Baufirma kann vor Montag keine genaue Dauer nennen. Der technische Dienst soll mir bis drei sagen, ob wir einen provisorischen Übergang sicher markieren können. Ich kann Ihnen dafür keine Hoffnung verkaufen. Aber ich kann die fehlende Antwort nicht noch hinter einem Pfeil verstecken.“ Noah sah zum alten Schild, das zusammengefaltet am Bauzaun lehnte. „Was passiert mit dem?“ „Das kommt weg.“ „Sofort?“ „Sofort.“ „Auch wenn noch keine bessere Route feststeht?“ Frau Hagedorn nickte. „Ein falsches Versprechen wird nicht wahrer, nur weil daneben noch

kein schönes neues hängt.“ Der Satz blieb eine Sekunde lang zwischen ihnen. Rike dachte an die Kinokarten unter der Kanne. An Noahs Wunsch. An ihr Nein. An all die kleinen Dinge, die sie beide gern schneller eindeutig gemacht hätten, als sie waren. „Das ist eigentlich ein guter Satz für vieles“, sagte sie. „Das hoffe ich nicht“, sagte Frau Hagedorn. „Es wäre schön, wenn er nur für schlecht beschilderte Baustellen gälte.“ Noah lachte. Rike auch. Dann begann es wieder zu regnen. Erst nur zwei Tropfen, die auf die Oberfläche der Pfütze fielen und sofort kleine dunkle Kreise machten. Dann mehr. Frau Hagedorn zog die Kapuze über den Kopf. „Sie können über die Stadtmauer zurück zum Markt“, sagte sie. „Aber ich empfehle es nicht als Umleitung. Nur als Information.“ Rike sah Noah an. Er wartete. „Ich möchte jetzt nach Hause“, sagte sie. Noah nickte sofort. „Ich möchte gern mit dir nach Hause.“ „Gut.“ Er sagte nichts darüber, dass sie den Weg über die Stadtmauer schon kannten. Er nahm nicht an, dass ihr Vorschlag von vor einer Stunde nun plötzlich der richtige Plan war. Er ging einfach neben ihr los. Hinter ihnen befestigte Frau Hagedorn noch einen zweiten Kabelbinder am Schild. Nicht, weil das Problem dadurch kleiner wurde. Sondern damit es nicht beim nächsten Windstoss so aussah, als hätte die Stadt nie etwas dazu gesagt.

Rikes Perspektive

Rike hatte Frau Hagedorn zuerst für eine Person gehalten, die sich auf einem Sonntag zu wichtig machte.

Ein Ausweis, ein Telefon, ein Schild. Dinge, die oft ankündigten, dass gleich jemand erklärte, warum eine einfache Sache kompliziert sein müsse. Dann hatte die Frau vor der Pfütze gestanden und einer älteren Person nicht den Weg erklärt, den sie doch nehmen könnte.

Sie hatte gesagt, wo ihre eigene Kenntnis endete. Rike mochte das. Nicht, weil Unwissen beruhigend war. Sondern weil es nicht so tat, als sei sie schwierig, wenn der angebotene Weg für sie nicht passte. Vielleicht brauchte Rike das auch von Noah: nicht weniger Ideen. Aber Ideen, die nicht sofort erklärten, warum ihr Nein gegenstandslos wurde. Als sie nach Hause gingen, merkte sie, dass sie ihm das sagen wollte. Nicht als Prüfung. Einfach als etwas, das heute sichtbar geworden war. „Ich fand gut, dass du bei dem Kinderwagen geholfen hast“, sagte sie. Noah sah zu ihr. „Und jetzt fand ich gut, dass du bei Frau Hagedorn nicht versucht hast, ihre Baustelle zu lösen.“ „Ich hatte kurz einen sehr guten Vorschlag für ein öffentliches Wegekonzept.“ „Natürlich hattest du das.“ „Ich habe ihn nicht gesagt.“ „Das habe ich bemerkt.“ Rike lächelte. „Danke.“

Noahs Perspektive

Noah dachte noch an den Satz mit dem falschen Versprechen. Er kannte das aus dem Kino. Wenn ein Film nicht funktionierte, konnte man am Eingang viel über die Restaurierung, die Bedeutung, die historische Einordnung sagen. Aber keine Ansage machte einen langen Abend für jemanden kurz, der nach zehn Minuten schon wusste, dass er lieber zu Hause wäre. Er hatte manchmal gedacht, eine gute Einladung sei vor allem eine gut vorbereitete Einladung. Richtiges Essen, richtige Uhrzeit, richtiger Weg, richtige Idee. Jetzt sah er, dass Vorbereitung etwas anderes war als Verlässlichkeit. Verlässlich war nicht, dass der Abend klappte. Verlässlich war, dass Rike sagen konnte, wenn er nicht klappte, ohne dass Noah daraus sofort eine andere Version machen musste. Frau Hagedorn hatte das Schild abgenommen, bevor sie einen neuen Weg hatte. Noah fand das mutig. Oder unbequem. Wahrscheinlich war das in vielen Fällen dasselbe. Er ging neben Rike durch den Regen und dachte:
Vielleicht muss ich nicht jeden schönen Plan retten. Vielleicht muss ich nur da bleiben, wenn er es nicht wird.

Nachklang

Sichtbar geworden. Eine Umleitung zeigt, dass ein ehrlicher Zwischenstand Menschen oft weiterbringt als ein beruhigender Schein. **Die Reibung.** Der Wunsch nach einer glatten Lösung steht gegen die Zumutung, Lücke, Grenze und nächsten Zeitpunkt zu benennen. **Offene Frage.** Was verändert sich, wenn eine vorläufige Antwort ihren vorläufigen Charakter nicht versteckt?

Merksatz: Ein falsches Versprechen wird nicht verlässlicher, nur weil die bessere Lösung noch fehlt.

Kapitel 5: Die Antwort auf dem Platz

Nicht jede gute Antwort löst ein Problem. Manchmal verhindert sie nur, dass Menschen ihre eigene Zeit damit verlieren, im Nebel nach einer Zuständigkeit zu suchen.

Szene

Eine Woche später war Falkenbrück wieder trocken, was die Stadt mit dem sichtbaren Selbstvertrauen eines Ortes trug, der sich nicht bei den Menschen entschuldigte, denen sie am vergangenen Sonntag die Schuhe durchnässt hatte. Rike und Noah standen auf dem Platz hinter dem Markt vor einer Tafel, die vorher nicht da gewesen war. Die Tafel war weder schön noch besonders gross. Sie bestand aus einer wetterfesten Metallplatte, einem schmalen Dach aus durchsichtigem Kunststoff und drei Spalten, die mit dunklem Filzstift überschrieben waren: **Was wir wissen Was noch offen ist Nächste Rückmeldung** Uferweg zwischen Stadtmauer und kleiner Brücke bleibt bis Mittwoch gesperrt.

Ob ein provisorischer Übergang sicher markiert werden kann. Mittwoch, 12 Uhr, an dieser Tafel und auf der Stadtseite.

Die Schwanenbrücke wird der zeit geprüft und ist nicht als Umleitung nutzbar.

Wann die Geländerprüfung ab geschlossen ist.

Nach Eingang des Prüfberichts.

Zusätzliche Sitzgelegenheit am Marktrand steht täglich von 10 bis 18 Uhr bereit.

Ob sie über die Bauzeit hinaus bleiben kann.

Freitag, 16 Uhr.

Unter der Tabelle hing ein Blatt mit der Überschrift: **Hinweise aus dem Stadtteil**. Dort stand in unterschiedlichen Handschriften:

Bitte nicht „Bänke“ schreiben, wenn es nur eine gibt.

Die neue Bank ist zu weit vom Bus entfernt.

Danke für die Zeiten. Meine Mutter fragt sonst jeden Tag, ob der Weg wieder geht.

Der Fluss ist nicht nur für Leute mit festen Schuhen.

Noah las den letzten Satz zweimal. „Das ist ein sehr guter Satz“, sagte er. Rike nickte. „Und ein schlechter Umstand.“ Neben der Tafel stand tatsächlich eine Bank. Sie war neu, helles Holz auf einem schweren schwarzen Gestell, und sie stand unter der einzigen Linde auf dem Platz. Zwei ältere Männer saßen dort mit Kaffeebechern. Einer hatte die Zeitung auf dem Knie, der andere sah zum Markt hinüber und wirkte, als arbeite er daran, die Bauarbeiten gedanklich in eine bessere Kategorie einzusortieren. Rike und Noah waren nicht geplant hierhergekommen. Noah hatte beim Frühstück nur gesagt, er wolle noch einmal frische Luft. Rike hatte geantwortet, sie könne mitgehen, solange frische Luft nicht wieder der Auftakt zu einem dreiteiligen Kulturprogramm werde.

„Das war ein Witz“, sagte Noah jetzt. „Ich weiss.“ „Ein vorsichtiger Witz.“ „Die gefährlichste Sorte.“ Sie gingen zur Tafel. Ein junger Mann mit einem zusammengeklappten E-Scooter blieb neben ihnen stehen. Er studierte die zweite Spalte und schüttelte den Kopf.

„Mittwoch“, sagte er. „Bis dahin ist die Prüfung längst erledigt. Das weiss doch jeder.“ Noah sah ihn an, sagte aber nichts. Rike wartete. Der Mann tippte auf die Überschrift *Nächste Rückmeldung*. „Was bringt mir das?“ Bevor jemand antworten konnte, kam Frau Hagedorn über den Platz. Sie trug diesmal keinen Regenmantel, sondern einen sandfarbenen Mantel und einen Stoffbeutel, aus dem eine Rolle Klebeband und ein kleines Notizbuch ragten. Sie sah nicht aus, als habe sie frei. Sie sah aber auch nicht aus, als wolle sie dafür bewundert werden. „Mittwoch kann heissen, dass die Prüfung fertig ist“, sagte sie zu dem Mann. „Es kann auch heissen, dass wir dann nur wissen, warum sie länger dauert. Ich verspreche Ihnen nicht mehr, als ich habe.“ Der Mann verzog das Gesicht. „Dann schreiben Sie doch einfach, dass Sie keine Ahnung haben.“ Frau Hagedorn nickte. „Das wäre präziser als manche Pressemitteilung. Aber ich habe eine Ahnung. Ich weiss, wer prüft, welcher Abschnitt betroffen ist und wann ich wieder Auskunft geben kann. Nur das Ergebnis kenne ich noch nicht.“ Der Mann sah auf seinen Scooter. „Die Umleitung ist trotzdem Mist.“ „Ja“, sagte Frau Hagedorn. „Das ist sie.“ Er schien mit Widerspruch gerechnet zu haben. Stattdessen stand er einen Moment da, steckte das Handy in die Tasche und fuhr dann in Richtung Markt davon. Noah sah ihm nach. „Das war kein glücklicher Bürger“, sagte er. „Nein“, sagte Frau Hagedorn. „Aber vielleicht ein Bürger, der nicht noch heute Nachmittag drei verschiedene Stellen anrufen muss, um dieselbe schlechte Nachricht in drei Varianten zu bekommen.“ Rike bemerkte, dass Frau Hagedorn sie wiedererkannte. „Sie waren an der Pfütze“, sagte die Verwaltungsmitarbeiterin. „Und Sie hatten ein Schild, das grösser war als seine Klammern“, sagte Rike. „Es hat sich inzwischen an die üblichen Beschränkungen des öffentlichen Raums gewöhnt.“ Frau Hagedorn trat näher an die Tafel und nahm einen weissen Zettel aus

ihrem Notizbuch. Darauf stand: **Bank am Marktrand wird von 10–18 Uhr genutzt: 14 Rückmeldungen.** Sie sah Rike an. „Das mit der Bank war nicht unser grosser Plan. Eine Kollegin aus dem Bauhof hatte sie noch im Lager. Die Sozialstelle sagte, am Markt fehle ein Ort zum Warten. Also haben wir sie hingestellt, befristet. Jetzt wissen wir zumindest, dass sie gebraucht wird. Und auch, wo sie nicht reicht.“ „Das ist nicht wenig“, sagte Rike. Frau Hagedorn lächelte kurz. „Manchmal wirkt es wenig, weil man sich wünscht, eine Sache wäre ganz. Aber eine eindeutige Rückmeldung ist besser als fünf Leute, die sich jeweils allein ärgern.“ Ein Mädchen kam mit einem roten Roller über den Platz. Es blieb vor der Tafel stehen und las die grossen Überschriften. Dann zeigte es auf die erste Spalte. „Warum steht da nicht: Der Weg ist kaputt?“, fragte es. Frau Hagedorn ging in die Hocke. „Weil der Weg nicht kaputt ist. Unter ihm ist etwas kaputt. Der Weg soll wieder gehen, aber vorher müssen wir schauen, ob er sicher ist.“ „Wann?“ „Ich weiss es noch nicht.“ Das Mädchen dachte darüber nach. „Dann kann man da ja auch schreiben: Wir wissen es noch nicht.“ „Ja“, sagte Frau Hagedorn. „Genau das steht in der Mitte.“ Das Mädchen sah auf die zweite Spalte. „Die Mitte ist gut.“ Dann fuhr es weiter. Noah hatte die ganze Zeit geschwiegen. Rike spürte, dass er etwas sagen wollte, aber sie wartete. Es war ein neuer kleiner Luxus zwischen ihnen: nicht jede Pause sofort mit einer Deutung zu füllen. Schliesslich sagte er: „Ich glaube, ich verstehe jetzt, warum du keine Pläne magst, die so tun, als seien sie sicher.“ Rike zog die Stirn kraus. „Das ist ein grosser Satz für einen Sonntagvormittag.“ „Ich habe ihn klein angefangen.“ Sie lächelte. „Es geht mir nicht darum, dass nichts geplant sein darf“, sagte sie. „Ich mag Pläne sogar. Wenn sie zugeben, dass sie Pläne sind. Nicht wenn sie sich als Tatsachen verkleiden.“ Frau Hagedorn sah von der Tafel zu ihnen. „Wenn Sie beide heute über

Beziehungen reden, kann ich Ihnen nur sagen: Der öffentliche Raum ist kein geeignetes Gegenmodell. Er hält sich an keine Absprache.“ „Wir versuchen nur, aus Ihren Schildern unzulässige Lebensphilosophie zu machen“, sagte Noah. „Das machen Menschen ständig“, sagte Frau Hagedorn. „Sie nennen es Übertragung und reichen dann eine Beschwerde ein.“ Rike lachte so laut, dass einer der Männer auf der Bank kurz zu ihr herübersah. Frau Hagedorn klebte den neuen Zettel unter die Bank-Notiz. Dann nahm sie einen Stift und ergänzte unter der ersten Spalte: **Hinweis: Der Weg am Fluss bleibt ein Ziel. Die Bank am Markt ist kein Ersatz, sondern ein zusätzlicher Ort zum Warten und Ausruhen.**

Rike las den Satz. „Warum schreiben Sie das dazu?“ „Weil die ältere Frau vom Sonntag sagte, sie wolle nicht, dass jemand später behauptet, eine Bank am Markt habe das Ufer erledigt.“ Noah nickte langsam. „Kluge Frau.“ „Sehr“, sagte Frau Hagedorn. „Sie hat auch darauf bestanden, dass der Busfahrplan wieder am Unterstand hängt. Ich lerne gerade sehr viel über meine Stadt, indem Leute mir sagen, was wir nicht merken.“ Rike dachte an ihr Notizblatt aus der Küche. *Wunsch sagen. Antwort zulassen. Nicht retten.* Der Satz war klein gewesen, beinahe peinlich. Hier stand sein entfernter Verwandter auf einer öffentlichen Tafel: *Was wir wissen. Was noch offen ist. Nächste Rückmeldung.* Sie wollte Noah sagen, dass sie die Idee plötzlich mochte, Dinge sichtbar zu machen. Nicht alles. Nicht jede Stimmung. Nicht jede Müdigkeit musste eine Spalte bekommen.

Aber vielleicht durfte sie ihm sagen, wenn ihre freie Zeit begrenzt war, bevor sie schon am Rand stand. Und er durfte sagen, wenn er sich auf etwas freute, bevor die Vorfreude in ihm zu einer Forderung

wurde. „Ich möchte dir etwas sagen“, begann sie. Noah sah sie an. „Nicht jetzt sofort“, sagte sie schnell. „Also schon jetzt, aber nicht mit einer Lösung dazu.“ Er nickte. „Gut.“ „Ich habe nächste Woche am Sonntag wahrscheinlich keine Kraft für einen grossen Ausflug. Ich will das nur früh sagen. Nicht weil ich schon absage. Sondern weil ich nicht möchte, dass du am Samstag mit einer schönen Idee dastehst und ich dann so tue, als käme sie aus dem Nichts.“ Noah dachte kurz nach. „Danke“, sagte er. „Ich weiss noch nicht, was ich nächste Woche möchte. Aber ich finde gut, dass ich es jetzt wissen darf.“ Rike wartete auf den zweiten Satz. Auf ein *Dann planen wir eben etwas Kleines* oder *Dann bleibst du halt zu Hause*. Er kam nicht. Noah sah auf die Tafel. „Vielleicht können wir am Samstag sagen, was wir wissen, was noch offen ist und wann wir wieder darüber reden wollen.“ Rike verzog das Gesicht. „Das klingt verdächtig nach einer Beziehungstafel.“ „Nur als Gespräch. Ohne Metallplatte.“ „Ohne drei Spalten.“ „Mit maximal zwei?“ „Noah.“ „Ich übe immer noch.“ Sie gingen weiter über den Platz. Nicht zur Uferbank. Nicht zur Bäckerei. Nicht in Richtung eines Programms. Der Markt war voll genug, dass sie langsam gehen mussten. Rike blieb an einem Stand mit Äpfeln stehen, ohne etwas kaufen zu wollen. Noah blieb neben ihr, ohne zu fragen, ob sie schon wisse, was sie zum Mittag kochen sollten. Hinter ihnen blieb die Tafel stehen. Sie löste keinen Weg auf. Sie machte keinen Sonntag leichter. Sie konnte nicht verhindern, dass Menschen sich über die Sperrung ärgerten oder dass eine Bank am Markt eine Bank am Fluss vermisste. Aber sie sagte, dass jemand hinsah. Und für diesen Vormittag war das nicht nichts.

Rikes Perspektive

Rike hatte Transparenz bisher für ein Wort gehalten, das auf Podien gut klang und im Alltag oft dazu führte, dass Menschen ihre Unordnung besser beschrifteten. Nun stand sie auf dem Markt und sah eine Tafel, die tatsächlich unordentlich war. Eine Bank reichte nicht. Der Weg war immer noch zu. Der junge Mann war immer noch unzufrieden. Das Mädchen wollte eine einfache Antwort. Und Frau Hagedorn musste jedes Mal erneut erklären, warum das, was heute nicht ging, nicht durch eine passendere Formulierung zu gehen begann. Trotzdem war etwas anders. Die Tafel sagte nicht: *Wir kümmern uns*. Sie sagte: *Das wissen wir. Das fehlt uns. Dann melden wir uns wieder*. Rike merkte, wie viel Frieden darin für sie lag. Nicht der Frieden einer Lösung. Eher der Frieden, nicht die ganze Zeit selbst überlegen zu müssen, ob ein Thema noch existierte, ob jemand zuständig war oder ob sie mit ihrer Frage schon wieder zu viel verlangte.

Sie wollte Noah nicht ihre Müdigkeit an eine Tafel schreiben. Sie wollte keine Verwaltung ihrer Beziehung. Aber sie wollte auch nicht mehr warten, bis ein Wunsch oder eine Überforderung schon so gross war, dass er nur noch als Rückzug herauskam. Vielleicht war die Mitte der Tafel wirklich gut.

Noahs Perspektive

Noah hatte den jungen Mann mit dem Scooter verstanden. Er mochte die Antwort auch nicht besonders. Mittwoch war keine Brücke. Eine neue Information war kein trockener Schuh. Aber Frau Hagedorn hatte nicht so getan, als würde alles gut, wenn man nur geduldig genug wartete. Sie hatte seine schlechte Laune nicht repariert. Sie hatte ihm gesagt, wo sie selbst gerade stand. Noah dachte an die Kinokarten, die sie am vergangenen Sonntag am Ende doch nicht benutzt hatten. Er hatte sie am Montag im Kino umtauschen können. Rike hatte ihm später gesagt, es tue ihr leid. Er hatte gesagt, es sei in Ordnung. Beides stimmte nur halb, und trotzdem war es ein Anfang gewesen. Vielleicht hätte er schon am Donnerstag sagen können: *Ich freue mich auf den Film. Ich weiss aber nicht, ob du am Sonntag Raum hast.* Stattdessen hatte er Karten gekauft, weil Vorfreude sich so besser anfühlte, wenn sie schon eine Form hatte. Jetzt dachte er: Eine Form war nicht dasselbe wie eine Zusage. Er konnte sich etwas wünschen, ohne es festzuhalten. Er konnte enttäuscht sein, ohne aus der Enttäuschung eine Begründung zu machen, warum Rike ihre Zeit anders verbringen musste. Das klang nach wenig. Aber Noah wusste inzwischen, dass ein Sonntag schon mit weniger Dingen als einem Kinofilm sehr voll werden konnte.

Nachklang

Sichtbar geworden. Die Tafel auf dem Platz macht nicht alles klar, aber sie macht das Offene auffindbar. **Die Reibung.** Menschen brauchen Orientierung; die Stadt kann nicht jede Frage sofort abschliessen. Dazwischen liegt die Pflicht zur Rückmeldung. **Offene Frage.** Wie lässt sich Unwissen zeigen, ohne Menschen mit der Folge des Unwissens allein zu lassen?

Merksatz: Eine offene Antwort wird respektvoll, wenn sie Wissen, Lücke und nächsten Zeitpunkt unterscheidet.

Kapitel 6: Der Abend mit drei offenen Feldern

Ein gutes Gespräch verhindert nicht jede Enttäuschung. Es verhindert nur, dass sie sich heimlich als Tatsache verkleidet.

Szene

Am Dienstagabend um siebzehn Uhr achtzehn stand Rike in der Küche und hielt eine Zitrone in der Hand, ohne zu wissen, warum. Die Zitrone war eigentlich für die Pasta gedacht. Noah hatte am Morgen gesagt, er könne nach der Spätschicht Nudeln machen, falls sie Lust habe. Rike hatte geantwortet: „Vielleicht. Ich weiss noch nicht, ob ich um sieben ein Mensch oder nur ein Geräusch mit Schlüsselbund bin.“ Noah hatte gesagt: „Das ist eine brauchbare Auskunft.“ Nun vibrierte ihr Telefon auf der Arbeitsplatte. **Jana Produktion:** *Rike, ganz blöde Frage: Kannst du heute Abend noch zwanzig Minuten hören? Der Beitrag muss morgen früh raus. Es wäre nur die Passage mit Herrn von Tesch. Du hast dafür einfach das bessere Ohr.* Rike las die Nachricht dreimal. *Ganz blöde Frage* war eine der Formulierungen, die in ihrem Beruf zuverlässig ankündigten, dass jemand eine sehr konkrete Antwort brauchte und hoffte, sie möge sich wie Freiwilligkeit anfühlen. Sie legte das Telefon mit dem Display nach unten. Dann drehte sie es wieder um. Noah kam durch die Wohnungstür. Er trug die schwarze Jacke aus dem Kino über dem Arm und sah müder aus, als er sich vermutlich fühlte. Im Flur blieb er stehen, als er Rikes Gesicht sah. „Ist alles in Ordnung?“ „Noch offen“, sagte sie. Er zog die Schuhe aus. „Das klingt inzwischen gefährlich nach Frau Hagedorn.“ „Ich habe eine Anfrage. Jana braucht heute Abend einen Schnitt. Zwanzig Minuten, sagt sie. Das ist in meiner Branche ungefähr die Zeitzone zwischen einem Espresso und einem kleinen Zusammenbruch.“ Noah nickte. „Weisst du schon, ob du es machen willst?“ Rike nahm die Zitrone hoch, als könne sie darin nachsehen. „Ich weiss, dass ich müde bin. Ich weiss, dass es morgen früh rausmuss. Und ich weiss noch nicht, ob ich nein sagen kann, ohne mich danach wie eine

Person zu fühlen, die ihren Beruf nur so lange mag, wie er niemanden braucht.“ Noah setzte sich auf den Küchenstuhl. „Wann weisst du mehr?“ Rike sah ihn an. Der Satz war so sachlich, dass sie erst einen Moment später merkte, wie freundlich er war. Keine Aufforderung, sofort eine Entscheidung zu haben. Keine versteckte Bitte, bitte nicht den Abend zu verändern. „In zehn Minuten“, sagte sie. „Wenn ich die Nachricht noch einmal gelesen habe und nicht nur auf das Wort ‚besseres Ohr‘ reagiere.“ „Gut.“ Er nahm sein Telefon aus der Jackentasche. Der Bildschirm leuchtete auf. Rike sah, wie sein Gesicht sich veränderte, bevor er etwas sagte. „Bei mir ist auch etwas offen“, sagte er. „Ach nein.“ „Miro hat sich krankgemeldet. Heute Abend läuft die Preview von diesem neuen Film, bei dem alle darauf bestehen, dass das Licht wichtiger ist als die Handlung. Lea fragt, ob ich für drei Stunden einspringen kann.“ Rike stellte die Zitrone ab.

„Willst du?“ Noah zuckte mit den Schultern. „Ein Teil von mir will helfen. Ein Teil von mir wollte Pasta machen. Ein Teil von mir findet es verdächtig, dass mein Leben gerade aus Teilen besteht.“ „Das ist sehr fortgeschrittene Selbstbeobachtung für einen Dienstag.“ „Ich habe ein gutes Vorbild.“ Rike hob die Hand. „Vorsicht. Das klingt beinahe nach Kompliment.“ „Ich wollte nicht unnötig Druck erzeugen.“ Sie lächelte. Dann sah sie wieder auf die beiden Telefone, die auf der Arbeitsplatte lagen wie zwei kleine, beleuchtete Türen. „Wir könnten jetzt die Tafel machen“, sagte Noah. Rike sah ihn an. „Welche Tafel?“ „Was wir wissen. Was noch offen ist. Nächste Rückmeldung.“ „Noah.“ „Ich weiss. Keine Metallplatte.“ „Keine drei Spalten in unserer Küche.“ „Nicht einmal in Gedanken?“ „In Gedanken darfst du eine sehr kleine Tafel haben.“ Er nickte ernst, als müsse er das Bauamt dazu befragen. Für

einen Moment war es leicht. Das war das Gefährliche an guten Formulierungen. Sie konnten einen Raum schnell freundlich machen. Aber die beiden Nachrichten lagen noch da. Rike nahm ihr Telefon. „Ich will Jana nicht automatisch zusagen“, sagte sie. „Aber ich will auch nicht so tun, als hätte ich keine Verantwortung. Vielleicht kann ich ihr sagen, dass ich zwanzig Minuten höre und danach wirklich Schluss mache.“ Noah sah sie an. „Ist das eine Grenze oder ein Versuch, dich doch irgendwie verfügbar zu machen?“ Die Frage war leise. Rike spürte trotzdem, wie sie in ihr landete. „Beides vielleicht.“ „Darf beides sein?“ „Vielleicht.“ Noah nickte. „Dann frag dich nicht, ob es perfekt ist. Frag dich, ob du es heute tragen kannst.“ Rike wollte etwas Kluges erwidern.

Stattdessen setzte sie sich und schrieb Jana: *Ich kann dir die Passage einmal hören und dir bis 19:15 Rückmeldung geben. Danach bin ich offline. Wenn das nicht reicht, braucht ihr heute eine andere Lösung.* Sie starrte auf den Text. „Kannst du das lesen, ohne es besser zu machen?“ Noah zog einen zweiten Stuhl heran, aber er nahm ihr das Telefon nicht aus der Hand. „Ich kann es lesen.“ Sie hielt ihm den Bildschirm hin. Er las. Dann sagte er: „Ich würde es genau so schicken.“ „Nicht: ‚Du könntest noch hinzufügen, dass ...‘?“

„Nein.“ „Nicht: ‚Vielleicht klingt es zu hart?‘“ „Nein.“ „Du bist heute sehr gut in begrenzter Dienstleistung.“ „Ich will nicht, dass du mich dafür bewertest.“

Sie sah ihn an. „Entschuldigung.“ „Schon gut. Aber ich übe wirklich.“ Rike schickte die Nachricht. Die Antwort kam nach zwei Minuten. **Jana Produktion:** *Perfekt, danke dir. Und wenn es nur ein Bauchgefühl ist, reicht das. Wir organisieren den Rest.* Rike las sie, bis die Buchstaben ihre Schärfe verloren. „Sie organisieren den

Rest“, sagte sie. Noah stand auf. „Das klingt, als wäre das eine gute Nachricht.“ „Es ist eine gute Nachricht. Ich wusste nur nicht, dass ich sie brauchen darf.“ Noah ging zum Kühlschrank und nahm die Packung Pasta heraus. Dann hielt er inne. „Ich möchte Miro helfen“, sagte er. „Und ich möchte nicht, dass du danach allein mit den Nudeln und einem Arbeitsrest sitzt. Aber ich weiss auch nicht, ob das wirklich etwas ist, das nur ich lösen kann.“ Rike lehnte sich gegen die Arbeitsplatte. „Willst du Lea fragen?“ „Was genau?“ „Ob sie noch jemand anderen angefragt hat. Nicht, um dich aus der Verantwortung zu verhandeln. Sondern damit du weisst, ob du die einzige Person bist, die gerade eine Tür zuhalten muss.“ Noah sah sie an. Dann schrieb er. Während sie warteten, schnitt Rike die Zitrone auf. Der Duft stieg auf, hell und scharf. Es war die Art von Geruch, die so tat, als könne sie einen Abend ordnen. Lea antwortete schnell. *Ben ist schon da, aber neu. Ich könnte auch selbst bleiben. Ich wollte nur fragen, weil du die Preview kennst. Kein Druck.* Noah las die Nachricht. „Kein Druck“, sagte er. „Die Schwester von ‚ganz blöde Frage‘.“ „Grosse Familie.“ Er legte das Telefon hin. „Ich will nicht gehen“, sagte er. Rike sah ihn an. Er hatte es nicht so gesagt, als müsse sie ihn überzeugen. Es war nur eine Information, die er selbst offenbar erst gerade kannte. „Dann geh nicht“, sagte sie. „Ich könnte trotzdem noch kurz ...“ „Noah.“ Er hielt inne. „Du darfst eine Einladung ablehnen, auch wenn jemand sie freundlich formuliert hat.“ „Das sagt die Frau, die gleich Herrn von Tesch zuhört.“ „Ich höre ihm zwanzig Minuten zu. Das ist nicht dasselbe wie den Abend abzugeben.“ Noah zog die Mundwinkel schief. „Das werden wir sehen.“ Er schrieb Lea: *Ich bleibe heute raus. Wenn Ben da ist und du selbst bleiben kannst, seid ihr nicht allein. Wenn es wirklich kippt, ruf mich an – aber ich übernehme nicht vorsorglich die ganze Preview.* Er hielt Rike das Telefon hin.

„Ist das zu viel?“ Sie las. „Es ist sehr Noah.“ „Das war nicht die Frage.“ „Es ist klar. Und es lässt eine Tür offen, ohne dass du schon im Foyer stehst.“ Noah schickte die Nachricht. Lea reagierte mit einem Daumen hoch und: *Alles gut. Danke fürs Klarsein*. Noah sah die Worte an. „Klarsein ist ein seltsames Lob.“ „Aber ein gutes.“ „Ich weiss noch nicht, ob ich mich danach fühle.“ „Musst du nicht.“ Rike startete die Audiodatei. Die Stimme von Herrn von Tesch füllte ihr Headset: ein Mann, der über ein Bauprojekt sprach, als habe er das Wort *Beteiligung* persönlich in die Welt gesetzt. Rike hörte konzentriert zu. Noah stellte Wasser auf, schnitt Knoblauch und tat das alles leiser als nötig, weil sie das Headset trug. Nach achtzehn Minuten stand sie auf und zog es ab. „Er sagt dreimal ‚gemeinschaftlich‘, aber man hört nicht einen einzigen Menschen ausser ihm“, sagte sie. Noah nickte, als hätte er die Hälfte verstanden und die andere Hälfte ernst genommen. „Das ist dein Bauchgefühl?“ „Mein Bauchgefühl ist inzwischen besser ausgebildet als manche Ausschreibung.“ Sie schrieb Jana drei Sätze. Nicht mehr. Dann klappte sie den Laptop zu. Noah sah auf die Uhr. „19:14.“ „Die Verwaltung würde zufrieden sein.“ „Die Verwaltung hätte gern eine Quittung.“ „Die bekommt sie nicht.“ Sie setzten sich mit den Nudeln an den Tisch. Die Zitrone war über alles geraten, was Rike zunächst zu viel gewesen war. Die Pasta war ein wenig zu sauer. Noah sagte nichts darüber. Rike auch nicht. Nach ein paar Minuten sagte Noah: „Ich bin froh, dass ich nicht ins Kino gefahren bin.“ Rike nickte. „Ich bin froh, dass ich Herrn von Tesch nicht für die nächsten zwei Stunden hören muss.“ „Das klingt wie eine sehr romantische Bilanz.“ „Wir arbeiten noch daran.“ Noah drehte die Gabel in seiner Hand. „Ich habe heute trotzdem ein bisschen Angst, dass wir aus jedem Abend ein Gespräch machen, das so gut werden muss wie die Tafel auf dem Markt.“ Rike sah ihn an. Da war wieder

etwas Offenes. Nicht als Angriff. Als Sorge. „Ich auch“, sagte sie. „Ich will nicht, dass wir uns gegenseitig ständig Statusupdates geben.“ „Was machen wir dann?“ Sie dachte nach. „Vielleicht dürfen wir manchmal sagen: Es ist gerade offen. Und dann erst mal Pasta essen.“ Noah sah auf seinen Teller. „Das ist kein System.“ „Nein.“ „Gut.“ Sie assen weiter. Die beiden Telefone lagen auf der Arbeitsplatte. Keines vibrierte. Keines war ausgeschaltet. Keines verlangte gerade eine Antwort.

Für einen Dienstagabend war das fast unverschämt viel Frieden.

Rikes Perspektive

Rike hatte die Nachricht von Jana zunächst als Beweis gelesen, dass ihr freier Abend nicht wirklich ihr gehörte. So begann es oft: Eine Bitte kam herein, freundlich und vernünftig, und in ihrem Kopf wurde daraus sofort eine Last, die nur zwischen zwei Möglichkeiten kannte. Entweder sie sagte zu und war wieder verfügbar. Oder sie sagte nein und bewies, dass sie nicht zuverlässig genug war. Der Satz *Wenn das nicht reicht, braucht ihr heute eine andere Lösung* hatte ihr einen dritten Raum geöffnet. Sie konnte beitragen, ohne für den gesamten Rest zuständig zu werden. Das war nicht einfach. Es klang sogar ein bisschen künstlich, wenn sie es zu lange ansah. Aber als Jana antwortete, dass das reiche, merkte Rike etwas Unangenehmes: Sie hatte selbst nicht damit gerechnet, dass ein Teilbeitrag wirklich genügen könnte. Vielleicht hatte sie Verantwortung bisher zu oft mit Vollständigkeit verwechselt. Und vielleicht hatte sie aus Angst davor, wieder alles zu tragen, manchmal eine Tür so schnell geschlossen, dass niemand mehr sehen konnte, was sie durchaus geben wollte. Heute hatte sie zwanzig Minuten gegeben. Danach hatte sie Pasta gegessen. Das war kein revolutionärer Umgang mit Arbeit. Aber Rike wusste, dass Revolutionen, wenn sie sich in einer Küche ereigneten, meist zunächst sehr klein und sehr zitronig waren.

Noahs Perspektive

Noah hatte bei Leas Nachricht zuerst die Vorschau im Kopf gehabt: zu wenige Hände, ein neuer Kollege, ein anspruchsvolles Publikum, vielleicht eine Störung am Einlass. Er wusste, wie schnell aus einer kleinen Lücke ein langer Abend werden konnte. Er kannte aber auch seinen eigenen Anteil an solchen Lücken. Er sprang oft ein, bevor jemand ausdrücklich gesagt hatte, dass es keine andere Möglichkeit gab. Das machte ihn verlässlich. Es machte ihn manchmal auch unsichtbar wütend, weil niemand bemerkte, dass seine Verlässlichkeit Kosten hatte. Leas Antwort war kein Freispruch. Sie war nur eine Information: Es gab andere Menschen, die ebenfalls entscheiden konnten. Noah musste nicht gehen, um zu beweisen, dass er ein guter Kollege war. Er durfte bleiben, ohne Rike daraus eine Schuld zu machen. Das war der Teil, der neu war. Als sie später am Tisch saßen, merkte er, dass er nicht den ganzen Abend mit ihr geteilt hatte. Rike hatte gearbeitet. Er hatte gekocht. Sie hatten sich nicht durchgehend unterhalten. Trotzdem fühlte es sich nicht an, als sei der Abend verlorengegangen. Vielleicht war gemeinsame Zeit nicht das, was gleichzeitig passierte. Vielleicht war sie auch das, was übrig blieb, wenn beide ihre eigenen offenen Dinge nicht mehr verstecken mussten.

Nachklang

Sichtbar geworden. An einem Abend mit mehreren Anfragen wird sichtbar, dass ein begrenztes Ja tragfähig sein kann. **Die Reibung.** Der Impuls, eine Lücke vollständig zu schliessen, trifft auf die Notwendigkeit, Kraft und Zuständigkeit nicht zu verschleiern. **Offene Frage.** Welche Hilfe können wir genau zusagen, ohne stillschweigend die ganze Aufgabe an uns zu ziehen?

Merksatz: Ein begrenzter Beitrag ist verlässlich, wenn klar bleibt, was er trägt und was nicht.

Zweiter Teil: Ein Tisch mit freiem Rand

Kapitel 7: Der Tisch mit freiem Rand

Eine gute Idee wird nicht dadurch besser, dass sie allen etwas abverlangt.

Szene

Der Nachbarschaftsraum am Westufer hiess offiziell **Treffpunkt Uferstrasse 8** und inoffiziell alles andere. Manche nannten ihn den alten Laden, weil dort früher ein Schreibwarengeschäft gewesen war. Andere sagten einfach „bei Anja“, obwohl Anja nur montags und mittwochs den Schlüssel hatte und darauf bestand, dass man sie nicht zum Gebäude zählen dürfe. Auf dem Fenster klebte ein Schild mit den Öffnungszeiten, daneben ein halb abgerissener Zettel für einen Spanisch-Stammtisch und ein Plakat, auf dem stand:

GEMEINSAM IST AUCH EINE FORM VON

NACHBARSCHAFT. Noah hatte das Plakat dreimal gelesen, seit sie vor dem Raum standen. „Das ist ein gefährlicher Satz“, sagte er. Rike sah auf den Karton mit Tassen, den er unter dem Arm hielt. „Du meinst, weil er auf einem Plakat steht?“ „Weil man ihn leicht so verstehen kann, dass allein sein eine schlechte Form von Nachbarschaft ist.“ Rike musterte ihn. „Das war erstaunlich gut.“ „Ich habe nachgedacht.“ „Davon gehe ich aus. Ich frage mich nur, ob das schon eine Nebenwirkung der Tafel ist.“ Noah lächelte. Dann wurde er wieder ernst. „Wir müssen das nicht machen.“ Rike wusste, dass er es nicht als Rückzugsangebot sagte. Er fragte wirklich. Vor drei Tagen hatte Anja ihnen eine Nachricht geschrieben. Im kleinen Westufer-Netzwerk sei die Idee aufgekommen, den Nachbarschaftsraum sonntags gelegentlich zu öffnen. Nicht für einen Kurs, nicht für ein Frühstück mit Anmeldefrist und nicht für eine dieser Veranstaltungen, bei denen Menschen ein Namensschild bekamen, obwohl sie sich nach acht Minuten wieder nach Hause wünschten. Anja hatte von einem „offenen Tisch ohne Programm“ gesprochen und gefragt, ob Rike und Noah ihre Gedanken dazu beim nächsten Netzwerktreffen

erzählen wollten. Noah hatte sofort gesagt: „Das ist doch genau unser Thema.“ Rike hatte sofort gedacht: *Unser Thema ist nicht automatisch ein Thema für andere Menschen.* Sie hatte es nicht ausgesprochen. Noch nicht. Nun standen sie vor der Glastür. Drinnen sah man sieben Stühle, einen langen Holztisch und Anja, die gerade versuchte, eine Thermoskanne zu öffnen. Im hinteren Raum lief ein Drucker. Er klang nach einer kleinen Maschine, die auf ihren Feierabend klagte. „Ich möchte es versuchen“, sagte Rike. „Aber ich möchte nicht, dass wir so tun, als hätten wir herausgefunden, wie Sonntage gehen.“ Noah nickte. „Wir haben höchstens herausgefunden, wie zwei Menschen in einer Küche manchmal schwer über sie reden.“ „Das ist eine deutlich kleinere Expertise.“ „Und vermutlich ehrlicher.“ Sie gingen hinein. Am Tisch saßen Anja, die einen Laden für nachhaltige Haushaltswaren führte und bei jedem Satz so aussah, als würde sie prüfen, ob er kompostierbar war; Yusuf, der im Haus gegenüber wohnte und in einer Fahrradwerkstatt arbeitete; Hanna, Rikes ehemalige Kollegin, die auch nach ihrer Kündigung noch aussah, als könne sie jedes Gespräch in eine klare Agenda überführen; und Herr Grönert aus dem Erdgeschoss, der offiziell nur gekommen war, weil das Licht im Hausflur seit zwei Wochen flackerte und er sonst niemanden erreicht hatte.

„Da sind sie ja“, sagte Anja. „Unsere Fachleute für nicht stattfindende Dinge.“ Rike stellte die Tassen ab. „Das klingt schlechter, als es ist“, sagte Noah. „Es klingt besser, als es ist“, sagte Rike. Anja lachte und schob zwei Stühle heran. „Wir brauchen keine Fachleute“, sagte sie. „Wir brauchen nur eine Idee, die nicht sofort eine Arbeitsgruppe mit Logo gebiert.“ Hanna zog ein kariertes Notizbuch heran. „Ich habe trotzdem ein paar Fragen notiert.“

„Natürlich hast du das“, sagte Rike. „Es sind offene Fragen.“ „Das macht sie sehr viel sympathischer.“ Noah setzte sich. Auf dem Tisch stand eine Schale mit Keksen, die aussahen, als seien sie gestern abend mit einer guten Absicht gebacken worden. Rike nahm einen und stellte fest, dass er nach Rosmarin schmeckte. „Also“, sagte Anja. „Was wäre dieser Tisch?“ Noah sah kurz zu Rike. Sie nickte nicht. Sie hielt ihn auch nicht auf. „Vielleicht ein Raum, in dem niemand etwas können muss“, sagte er. „Man kann kommen, Tee trinken, ein Buch lesen, mit jemandem reden oder fünf Minuten bleiben und wieder gehen.“ Hanna schrieb mit. „Für wen?“ „Für Menschen aus dem Viertel“, sagte Noah. „Das ist keine Antwort auf die Frage für wen“, sagte Hanna. „Das ist ein Postleitzahlengebiet.“ Anja hob die Hand. „Hanna hat einen Punkt. Nicht unbedingt einen gemütlichen, aber einen Punkt.“ Noah sah auf die Tassen. Rike spürte, wie er sich in diesen Momenten gern zurückzog. Er konnte gut organisieren, wenn die Aufgabe klar war. Aber wenn jemand nach dem Sinn fragte, bevor die Idee überhaupt einen Tisch hatte, fühlte er sich manchmal, als müsse er den gesamten Abend rechtfertigen. „Vielleicht nicht für eine bestimmte Gruppe“, sagte Rike. „Sondern für Menschen, die an einem Sonntag nicht erklären wollen, warum sie gerade allein sind, zu zweit, müde, gesellig oder unentschlossen.“ Yusuf lehnte sich zurück. „Das klingt nett. Aber warum sollen sie dann nicht zu Hause bleiben?“ Rike sah ihn an. Die Frage war nicht feindlich. Sie war nur so direkt, dass sie in einem anderen Raum unhöflich geklungen hätte. „Können sie“, sagte sie. „Der Tisch soll niemandem sagen, dass Zuhause nicht reicht. Vielleicht ist er eher für den Moment, in dem jemand nicht zu Hause bleiben möchte, aber auch nicht in eine Veranstaltung will, bei der man sich sofort vorstellen muss.“ Herr Grönert nickte. „Es gibt sonntags nirgends einen Ort, an dem man sitzen kann, ohne

wenigstens einen Cappuccino für vier Euro zu bestellen.“ „Der Kaffee wäre kostenlos“, sagte Noah schnell. Rike drehte den Kopf zu ihm. „Wäre er das?“ Noah hielt inne. Anja sah ihn an.

„Wir könnten Tee und Kaffee über den Fördertopf abrechnen“, sagte sie. „Aber dann brauchen wir eine Liste, ein Budget und mindestens eine Person, die am Ende weiss, warum fünf Packungen Hafermilch im Abrechnungsordner stehen.“ „Also vielleicht kein Kaffee“, sagte Noah. „Vielleicht Wasser und Tee“, sagte Anja. „Nicht weil Kaffee schlecht ist. Weil Kaffee offenbar sofort ein System auslöst.“ Yusuf nahm einen Keks. „Das ist doch schon die ganze Falle“, sagte er. „Ihr wollt einen Raum ohne Auftrag, und jetzt braucht er Schlüssel, Öffnungszeiten, Klopapier, Aufsicht, Versicherungen, eine Liste und wahrscheinlich jemanden, der am Ende die Tische abwischt.“ Hanna schrieb etwas auf. Rike konnte nicht lesen, was. „Ich glaube, der Raum braucht diese Dinge“, sagte Rike langsam. „Aber die Menschen darin müssen nicht die Begründung dafür liefern. Das wäre der Unterschied.“ „Erklär das mal“, sagte Herr Grönert. Rike dachte an Frau Hagedorn und die Tafel. Nicht daran, sie hierher zu holen. Nur an die Unterscheidung zwischen einem offenen Angebot und einer stillen Forderung. „Wir würden nicht aufschreiben, warum jemand kommt“, sagte sie. „Wir würden keine Geschichten sammeln und nicht zählen, ob der Tisch Menschen einsam gemacht oder weniger einsam. Wir würden nur offen sagen, wann der Raum da ist, wer ihn aufschliesst, was es gibt und was nicht. Wenn jemand sagt: Der Stuhl ist zu unbequem oder die Uhrzeit passt nicht, können wir darauf reagieren. Aber niemand müsste sich persönlich erklären, damit der Raum seine Berechtigung hat.“ Hanna legte den Stift hin. „Das ist eigentlich ziemlich gut.“ „Danke“, sagte Rike. „Ich meine nicht, dass es damit einfach wird.“

„Das war auch nicht die Absicht.“ Noah sah Rike an. In seinem Blick lag etwas, das sie seit den ersten Kapiteln kannte: Er freute sich über sie, aber er hoffte auch, dass diese Freude nicht gleich wieder zu einer neuen Aufgabe wurde. Anja zog ein Blatt Papier heran. „Dann machen wir es klein“, sagte sie. „Zwei Sonntage als Test. Jeweils von elf bis dreizehn Uhr. Keine Anmeldung. Keine Vorstellungsrunde. Wasser, Tee, vielleicht Kekse, wenn Herr Grönert sich mit seinem Lichtproblem nicht ganz im Stich gelassen fühlt.“ Herr Grönert schnaubte. „Ich backe keine Kekse.“ „Das war kein Auftrag“, sagte Anja. „Gut.“ „Und die Tür?“, fragte Yusuf. „Wenn man von draussen nicht erkennt, ob man rein darf, kommt niemand.“ Noah stand auf, ging zum Fenster und sah hinaus. „Wir brauchen ein Schild“, sagte er. Rike spürte, wie sich etwas in ihr zusammenzog. Ein Schild war eine gute Idee. Ein Schild war auch der Beginn von Gestaltungsfragen, Formulierungen, Entwürfen. Sie konnte die ganze Spirale schon sehen: Papierformat, Sprache, Ton, Pfeil, Sichtbarkeit. Sie liebte diese Spirale. Genau deshalb war sie gefährlich. „Vielleicht“, sagte sie. Noah drehte sich um. „Ich wollte nicht sofort ...“ „Ich weiss.“ „Aber ohne Schild weiss niemand, dass es den Tisch gibt.“

Yusuf hob die Hand. „Darf ich etwas Offensichtliches sagen?“ „Bitte“, sagte Anja. „Wenn der Tisch nicht sichtbar ist, ist er kein offener Tisch. Dann ist er ein sehr netter Geheimclub.“ Hanna lachte. Rike auch. Der Satz traf sie trotzdem. „Du hast recht“, sagte sie. „Ich will nur nicht, dass wir ein Schild schreiben, das Menschen sagt, was sie hier fühlen sollen.“ Noah nickte langsam. „Dann schreiben wir nicht: ‚Für Menschen, die ...‘“ „Genau.“ „Sondern einfach: ‚Sonntagstisch. Elf bis dreizehn Uhr. Du kannst kommen, bleiben oder wieder gehen.‘“ Rike sah ihn an. Der Satz war schlicht.

Er machte keine Versprechen über Nähe, keine Diagnose über Einsamkeit, keine Behauptung, dieser Tisch werde etwas reparieren. Er liess eine Tür offen und sagte, dass sie wirklich offen war. „Das gefällt mir“, sagte sie. Noah setzte sich wieder. „Ich wusste nicht, dass ich heute etwas entwerfen darf.“ „Du darfst immer etwas entwerfen.“ „Das klingt grosszügig.“ „Es ist eine Information, keine Auszeichnung.“ Er lächelte. Hanna schrieb den Satz auf ein neues Blatt. „Brauchen wir Regeln?“ Im Raum wurde es kurz still. Anja sah zu Rike und Noah. Yusuf sah auf den Keks in seiner Hand. Herr Grönert betrachtete die flackernde Deckenlampe, als sei sie als Zeugin geladen. „Vielleicht nur die, die den Raum nicht kleiner machen“, sagte Noah. „Das ist sehr schön“, sagte Hanna. „Und sehr unkonkret.“ „Dann konkret“, sagte Rike. „Keine Pflicht, zu sprechen. Keine Pflicht, zu bleiben. Keine Fotos ohne Zustimmung. Und wenn jemand etwas braucht, das der Raum nicht geben kann, sagen wir das ehrlich, statt so zu tun, als könnten wir es auffangen.“ Anja nickte. „Wer ist denn wir?“ Diese Frage traf diesmal beide. Noah wollte etwas sagen. Rike merkte es. Sie merkte auch, dass sie selbst schon dabei war, das Organigramm für einen Tisch ohne Programm zu bauen. „Für den ersten Test: Anja hat den Schlüssel. Noah und ich können aufschliessen und Tee hinstellen“, sagte sie. „Aber wir sind nicht dafür zuständig, die Menschen zu unterhalten oder ihre Sonntage zu lösen.“ „Und wenn niemand kommt?“, fragte Yusuf. Noah sah zum Fenster. Der Regen hatte wieder begonnen, fein und fast unsichtbar. „Dann ist der Raum zwei Stunden offen gewesen“, sagte er. „Und wir lernen daraus vielleicht nur, dass diese Uhrzeit nicht passt. Oder dass niemand Lust hatte. Beides ist keine Anklage gegen die Menschen.“ Rike sah ihn an. Vor einigen Wochen hätte er wahrscheinlich gesagt: *Dann müssen wir mehr Werbung machen*. Vielleicht würde er das nächste Woche noch sagen. Aber

jetzt liess er den Satz stehen, ohne ihn aufzublasen. Anja klopfte mit dem Stift auf den Tisch.

„Gut. Zwei Sonntage. Danach sprechen wir darüber, was wir gesehen haben und was wir nicht wissen. Keine Erfolgsbilanz. Keine traurige Statistik. Ein ehrlicher Satz reicht.“ Hanna lächelte. „Ich mache trotzdem eine kleine Ablaufnotiz.“ „Natürlich“, sagte Rike. „Aber mit freiem Rand.“ Als sie den Raum später verliessen, hatte Noah den Karton mit den Tassen wieder unter dem Arm. Draussen roch die Strasse nach Regen und feuchtem Papier. An der Glastür hing noch kein Schild. Nur das alte Plakat über Nachbarschaft. Rike blieb davor stehen. „Ich möchte dir etwas sagen“, sagte sie. Noah wartete. „Als du am Anfang ‚unser Thema‘ gesagt hast, hatte ich Angst, dass du aus dem, was wir lernen, sofort ein Projekt machst. Und dass ich dann wieder zuständig werde, es richtig zu formulieren.“ Noah nickte. „Das hätte ich verstehen können.“ „Jetzt denke ich: Vielleicht darf es ein Projekt sein, wenn es klein bleibt und uns nicht zum Massstab macht.“ Noah sah auf den Karton. „Ich möchte nicht, dass Menschen sich an unserem Tisch besser fühlen müssen, damit er gelungen ist.“ „Ich auch nicht.“ „Ich möchte nur, dass niemand erklären muss, warum er da ist.“ Rike schob ihre Hand in seine freie Hand. „Dann fangen wir damit an.“ Sie gingen nach Hause, ohne zu besprechen, wer die Schilder drucken, die Teebeutel kaufen oder den Raum am ersten Sonntag betreuen würde. Nicht, weil es keine Rolle spielte. Sondern weil es an diesem Abend noch nicht entschieden werden musste. Der freie Rand hatte inzwischen einen Tisch. Aber er durfte bleiben, was er war.

Rikes Perspektive

Rike hatte während der Besprechung mehrfach gespürt, wie leicht sie etwas vermischte. Wenn sie hörte, dass ein Raum offen sein sollte, dachte sie an Sprache. Wenn sie an Sprache dachte, dachte sie an Verantwortung. Wenn sie an Verantwortung dachte, wollte sie wissen, wer im Notfall zuständig war, wenn jemand weinte, wenn niemand kam, wenn die Kekse alle waren oder wenn ein Schild eine Person übergang. Das war nicht falsch. Es war nur nicht alles. Der Sonntagstisch brauchte eine ehrliche Einladung, klare Grenzen und Menschen mit Schlüsseln. Aber er brauchte nicht ihre vollständige Deutung, bevor er überhaupt stehen durfte. Rike lernte, dass ein sorgsamer Anfang nicht darin bestand, jede Eventualität vorher in Worte zu fassen. Er bestand darin, genug zu sagen, damit niemand in einen Raum treten musste, der etwas von ihm verlangte, ohne es auszusprechen. Noahs Satz über das Schild hatte ihr dabei geholfen. Er war nicht perfekt. Gerade deshalb mochte sie ihn. Er hatte Platz gelassen.

Noahs Perspektive

Noah hatte sich auf die Besprechung gefreut. Zu sehr, wenn er ehrlich war. Ein Raum, ein Tisch, Tassen, vielleicht Menschen, die sich über einen ruhigen Ort freuten: Das war genau die Art von Idee, bei der er sich nützlich fühlte, ohne dass jemand ihm ausdrücklich sagen musste, wie sehr.

Als Rike bei seinem Satz *unser Thema* still geworden war, hatte er gespürt, wie nah dieser Wunsch wieder daran war, ihre gemeinsame Entwicklung in etwas Vorzeigbares zu verwandeln. Das wollte er nicht. Aber er wollte auch nicht so vorsichtig werden, dass er keine Idee mehr aussprach, die ihm wichtig war. Die Besprechung hatte

ihm gezeigt, dass beides gleichzeitig gehen konnte. Er konnte einen Tisch vorschlagen, ohne seine Bedeutung festzulegen. Er konnte Tassen tragen, ohne den Raum zu besitzen. Und er konnte akzeptieren, dass niemand erscheinen würde, ohne aus der Stille ein persönliches Scheitern zu machen. Das war nicht wenig. Es war nur keine Eröffnungsszene mit Applaus.

Nachklang

Sichtbar geworden. Der Tisch mit freiem Rand entsteht aus einer Einladung, die Menschen nicht vor ihrer Ankunft erklären will. **Die Reibung.** Der Wunsch, nützlich zu sein, könnte aus dem offenen Ort schnell ein Projekt über andere machen. **Offene Frage.** Wie kann ein Raum zugänglich sein, ohne aus Anwesenheit eine Rechtfertigung zu verlangen?

Merksatz: Ein offener Raum beginnt dort, wo niemand seinen Platz erst begründen muss.

Kapitel 8: Der Tisch, an dem niemand sich erklären muss te

Ein Raum ist nicht leer, nur weil noch niemand darin sitzt. Aber er darf leer bleiben, ohne sich rechtfertigen zu müssen.

Szene

Um zehn Uhr fünfzig standen Rike und Noah im Treffpunkt Uferstrasse 8 und sahen einen Tisch an, als hätten sie ihn gerade erst persönlich kennengelernt. Der Tisch war derselbe lange Holztisch aus der Besprechung. Er hatte einen hellen Kratzer in der Mitte, drei unterschiedlich hohe Stühle auf jeder Seite und eine Stelle am Rand, an der das Holz sich leicht hob. Anja hatte gesagt, das sei kein Mangel, sondern ein Gesprächsanlass. Noah hatte erwidert, ein Tisch brauche nicht jedes Mal eine Biografie. Anja hatte gelacht und den Schlüsselbund auf den Tisch gelegt. Jetzt standen dort acht Tassen, eine Thermoskanne mit Tee, eine Karaffe Wasser, eine Dose mit Haferkekse und ein kleines Schild an der Glastür.

SONNTAGSTISCH 11–13 UHR Du kannst kommen, bleiben oder wieder gehen. Du musst nichts erklären.

Rike hatte die Buchstaben auf cremefarbenes Papier gedruckt und Noah hatte es mit zwei Streifen Klebeband an die Scheibe gesetzt. Beide hatten sich bemüht, aus diesem Vorgang kein Ritual zu machen. Es war Papier, Klebeband, eine Tür. Trotzdem stand Noah jetzt davor und betrachtete das Schild, als könne er an der Neigung der Buchstaben ablesen, ob jemand kommen würde. „Es hängt

gerade“, sagte Rike. „Ich weiss.“ „Du überprüfst, ob es sichtbar ist.“ „Das ist keine Charaktereigenschaft. Das ist Licht.“ „Es ist zehn Uhr fünfzig.“ „Dann haben wir noch zehn Minuten, in denen ich so tun kann, als wäre Licht ein Verantwortungsbereich.“ Rike stellte die Keksdose auf den Tisch und setzte sich. „Ich will nicht stehen, als würden wir jemanden empfangen, der gleich ein Preisgeld abholt.“ Noah setzte sich ihr gegenüber. „Gut.“ „Und ich will nicht reden, nur weil es still ist.“ „Auch gut.“ Sie sassen da. Draussen ging eine Frau mit einem gelben Regenschirm vorbei, obwohl es nicht regnete. Ein Mann schob einen Kinderwagen über den Platz. Zwei Jugendliche standen vor dem geschlossenen Kiosk und diskutierten mit der Ernsthaftigkeit von Menschen, die noch nicht entschieden haben, ob sie irgendwohin wollen. Um elf Uhr drei war der Raum noch immer leer. Noah sah zur Tür. Rike sah Noah an. „Sag es“, sagte sie. „Was?“ „Du denkst, die Stühle stehen falsch.“

„Ich denke nur, dass sie vielleicht weniger wie ein Prüfungstisch stehen könnten.“ Rike sah die Stühle an. Zwei gegenüber, zwei schräg, einer mit dem Rücken zum Fenster. Es sah nicht besonders einladend aus. Es sah aber auch nicht nach einem Workshop aus, der mit der Frage beginnen würde, welche Farbe jede Person heute sei. „Was würdest du ändern?“ Noah stand halb auf, setzte sich aber wieder. „Ich weiss es nicht. Und ich will nicht aus Nervosität einen Kreis bauen.“ Rike lächelte. „Das ist sehr gut erkannt.“ „Das ist sehr unangenehm erkannt.“ Um elf Uhr neun kam Herr Grönert herein. Er trug einen dunkelgrünen Mantel und eine Stofftasche, aus der die Ecke einer Zeitung ragte. Er blieb an der Tür stehen, las das Schild und sah dann in den Raum. „Muss man sich anmelden?“, fragte er. „Nein“, sagte Rike. „Muss man dann wenigstens sagen, warum man da ist?“ „Auch nicht.“ Herr Grönert dachte darüber nach. „Das ist

organisatorisch gewagt.“ „Wir testen es“, sagte Noah. „Sie testen hier ziemlich viel, habe ich gehört.“ Er kam herein, setzte sich an das Ende des Tisches und legte die Zeitung vor sich hin. Dann sah er auf die Thermoskanne. „Ist das Kaffee?“ „Tee“, sagte Noah. „Aha.“ Es war kein begeistertes Aha. Aber Herr Grönert stand nicht wieder auf. Er schenkte sich Tee ein, nahm einen Keks und schlug die Zeitung auf. Nach wenigen Minuten las er nicht mehr. Er sah durch das Fenster auf den Platz. Um elf Uhr siebzehn kam eine Frau herein, die Rike schon einmal am Markt gesehen hatte. Vielleicht hatte sie die Bank genutzt. Vielleicht hatte Rike sie nur deshalb gesehen, weil sie nach der Begegnung mit Frau Hagedorn plötzlich viel öfter bemerkte, wer im Viertel wartete. Die Frau trug eine rote Strickmütze, obwohl es für eine Mütze zu warm war. Sie blieb vor dem Schild stehen und fragte: „Kann man auch nur zehn Minuten bleiben?“ „Ja“, sagte Noah. „Und wenn man dann wieder geht, ist das nicht unhöflich?“ „Nein“, sagte Rike. „Das gehört dazu.“ Die Frau trat ein. Sie setzte sich nicht an den Tisch, sondern auf den Stuhl am Fenster. Rike wollte ihr Wasser anbieten, hielt sich aber zurück. Die Frau würde schon fragen, wenn sie etwas wollte. Sie schaute auf die Strasse. Herr Grönert blätterte in seiner Zeitung. Noah und Rike sassen am Tisch. Der Raum war still, aber nicht leer. Nach fünf Minuten sagte Herr Grönert, ohne die Zeitung zu senken: „Die Lampe im Flur flackert noch immer.“ Rike sah zu ihm. Er sah nicht auf. „Das ist ärgerlich“, sagte sie. „Ja.“ Mehr sagte er nicht.

Noah schob die Keksdose in seine Richtung. Herr Grönert nahm keinen weiteren Keks. Die Frau mit der Mütze stand nach neun Minuten auf. „Danke“, sagte sie. „Gern“, sagte Noah. Sie sah auf das Schild, dann auf den Tisch. „Ich komme vielleicht wieder“, sagte sie.

Rike wollte sagen: *Sehr gern*. Sie wollte auch sagen: *Wir sind nächsten Sonntag wieder da*. Sie wollte den Raum grösser machen, indem sie seine Fortsetzung versprach. Aber sie wusste noch nicht, ob sie nächsten Sonntag wieder da sein würden. Es gab einen zweiten Testtermin, ja. Aber Anja hatte gesagt, dass der Raum wegen einer Heizungsprüfung vielleicht erst später aufgeschlossen werden konnte. Das war nicht viel. Aber es war offen. „Wenn wir wieder öffnen, steht es an der Tür“, sagte Rike. Die Frau nickte. Dann ging sie. Noah sah Rike an. Nur kurz. Sie wusste, was er dachte: Gute Antwort. Sie wusste auch, dass sie das nicht jetzt festhalten mussten. Um elf Uhr siebenundzwanzig kamen die beiden Jugendlichen vom Kiosk herein. Sie hatten sich offenbar für einen Ort entschieden, an dem man nicht sofort Geld ausgeben musste. Das Mädchen trug Kopfhörer um den Hals, der Junge eine Jeansjacke mit zu vielen Aufnähern. „Gibt es hier WLAN?“, fragte der Junge. „Nein“, sagte Noah. „Dann bringt das ja nichts.“ Das Mädchen sah auf den Tisch. „Kann man trotzdem sitzen?“ „Ja“, sagte Rike. „Auch wenn wir nichts reden?“ „Ja.“ Der Junge schnaubte, als sei das eine unnötig freundliche Vorschrift. Beide setzten sich an die andere Seite des Tisches. Das Mädchen zog ein Heft aus ihrem Rucksack und begann zu zeichnen. Der Junge sah ihr zu, dann in sein ausgeschaltetes Handy, dann zu Herrn Grönert. „Was liest du?“, fragte er. Herr Grönert legte die Zeitung einen Zentimeter tiefer. „Die Todesanzeigen.“ Der Junge sah ihn an. „Warum?“ „Weil sie kürzer sind als der Rest und meistens ehrlicher.“ Das Mädchen lachte leise, ohne vom Heft aufzusehen. Rike spürte, wie Noah neben ihr kurz den Atem anhielt. Nicht weil er die Szene retten wollte. Eher weil er merkte, dass sie gerade ohne seine Hilfe entstand. Nach einer Weile fragte das Mädchen: „Gibt es hier Stifte?“ Rike sah zu Noah. Im Karton mit den Tassen lagen keine Stifte. Sie hatten absichtlich

nichts vorbereitet, aus Sorge, es könne wie eine Aufgabe wirken. Noah zog einen Kugelschreiber aus seiner Jackentasche und hielt ihn hoch. „Einen“, sagte er. Das Mädchen nahm ihn. „Reicht.“ Sie schrieb etwas auf die Rückseite eines alten Flyers, den sie aus ihrem Rucksack gezogen hatte. Dann schob sie das Papier zu Rike.

Darauf stand: *Das Schild könnte sagen: Man darf auch leise sein.*

Rike las den Satz. Sie sah das Mädchen an. „Darf ich das aufheben?“, fragte sie. Das Mädchen zuckte mit den Schultern. „Ja.“ „Nicht mit deinem Namen?“ „Kein Name.“ „Gut.“ Rike legte das Blatt neben die Teekanne. Sie schrieb nichts dazu. Sie fragte nicht, warum das Mädchen diesen Satz wollte. Sie notierte nicht, wie alt sie war oder wie lange sie geblieben war. Herr Grönert sah kurz auf das Papier. „Leise sein darf man an vielen Orten nicht mehr“, sagte er. Der Junge mit der Jeansjacke sagte: „Im Unterricht schon. Da muss man leise sein.“ „Das ist nicht dasselbe“, sagte Herr Grönert. „Nein“, sagte das Mädchen. „Das ist anders.“ Für einen Moment war der Tisch nicht still. Er war auch kein Gesprächskreis. Niemand stellte eine Frage in die Runde. Niemand sorgte dafür, dass alle einmal etwas sagten. Die Sätze standen einfach da und konnten bleiben, so lange sie wollten. Um elf Uhr vierundvierzig kam Anja herein, legte einen Bund Schlüssel auf den Tisch und sah sich um. „Oh“, sagte sie. Noah stand auf. „Oh gut oder oh schwierig?“ „Oh beides.“ Anja setzte sich neben Rike. „Wie viele?“ Rike sah auf den Tisch. Herr Grönert. Die beiden Jugendlichen. Die Frau mit der roten Mütze war gegangen. Sie selbst. Noah. Sie wusste, dass Anja nicht nach einer Quote fragte. Trotzdem mochte sie die Frage nicht. Zahlen machten etwas aus Menschen, das sie noch nicht sein wollten. „Einige“, sagte sie. Anja hob eine Augenbraue. „Das ist kein Bericht.“ „Der Bericht kommt später“, sagte Rike. „Heute weiss ich

nur: Die Tür hat funktioniert. Der Tee war zu wenig. Herr Grönert wollte keinen Kaffee, aber er hat Tee getrunken. Zwei Leute brauchten keinen Grund, um kurz zu sitzen. Und jemand möchte, dass das Schild sagt, man darf leise sein.“ Anja sah auf den Zettel. „Das ist ein ziemlich guter Bericht.“ Noah setzte sich wieder. Der Junge mit der Jeansjacke stand auf. „Wir gehen“, sagte er. „Okay“, sagte Noah. „Ihr habt wirklich kein WLAN?“ „Wirklich nicht.“ „Komisch.“ „Ja“, sagte Noah. Das Mädchen gab den Kugelschreiber zurück.

„Danke.“ „Gern.“ Sie gingen. Herr Grönert blieb noch bis kurz vor zwölf. Dann faltete er seine Zeitung zusammen und stand auf. „Der Tee war überraschend erträglich“, sagte er. „Das schreiben wir nicht aufs Schild“, sagte Anja. „Dann eben nicht.“ Er ging zur Tür, blieb aber noch einmal stehen. „Falls Sie nächsten Sonntag wieder aufhaben: Die Flurlampe flackert immer noch. Nicht, dass jemand denkt, das gehöre zur Stimmung.“ „Wir kümmern uns“, sagte Anja. Herr Grönert sah sie an. Rike dachte, dass Frau Hagedorn an dieser Stelle vielleicht den nächsten Rückmeldezeitpunkt genannt hätte. Anja merkte es offenbar selbst. „Ich frage morgen beim Hausdienst nach“, sagte sie. „Wenn ich bis Dienstag nichts weiss, hänge ich eine Notiz an die Tür.“ Herr Grönert nickte. Diesmal wirklich. Als die Tür hinter ihm zufiel, war es zwölf Uhr zweiundvierzig. Für die letzten achtzehn Minuten kam niemand mehr. Noah füllte die Tassen in die Spülmaschine. Anja stapelte Stühle, obwohl noch niemand sie darum gebeten hatte. Rike stand am Fenster und sah auf das Schild. „Man darf auch leise sein“, sagte sie. Noah kam zu ihr. „Sollten wir das ergänzen?“ Rike überlegte. Sie erinnerte sich an seine Kinokarten. An Frau Hagedorns Schild. An die Frage, für wen der Tisch war. An das Mädchen, das einen Stift gebraucht hatte,

aber keine Erklärung. „Ich glaube ja“, sagte sie. „Aber nicht heute. Heute war der Satz noch ihrer.“ Noah nickte. „Dann fragen wir beim nächsten Mal, ob er noch immer der Satz sein will.“ „Nicht fragen, bis sie wiederkommt. Und wenn sie nicht wiederkommt?“ „Dann bleibt er vielleicht nur eine Beobachtung.“ „Genau.“ Um dreizehn Uhr schloss Anja die Tür ab. Der Raum war wieder still. Auf dem Tisch stand eine halbe Kanne Tee, drei Kekse und ein Zettel ohne Namen. Rike nahm den Zettel nicht mit. Sie legte ihn auch nicht in eine Mappe. Sie stellte ihn auf die Fensterbank, wo er nicht im Weg war und doch zu sehen blieb. Noah sah sie an. „Ist das jetzt ein guter erster Sonntag?“ Rike dachte an all die Sätze, die sie früher auf diese Frage gegeben hätte. *Ja, weil ...* Oder: *Noch nicht, weil ...* Oder: *Wir müssen erst auswerten.* Dann sagte sie: „Er war ein erster Sonntag.“ Noah lächelte. „Das nehme ich.“ Sie gingen gemeinsam über den Platz. Nicht schnell. Nicht bedeutungsvoll langsam. Einfach so, wie zwei Menschen gehen, die wissen, dass zu Hause keine Bilanz auf sie wartet.

Rikes Perspektive

Rike hatte befürchtet, sie werde jede Person beobachten wie eine Geschichte, die noch nicht gut genug erzählt war. Sie war Redakteurin. Sie wusste, wie schnell ein Blick zur Auswahl wurde: Wer sagt etwas Prägnantes? Wer trägt eine Frage in sich? Was lässt sich daraus machen? Sie mochte ihre Arbeit. Sie wollte sie nur nicht in diesen Raum tragen wie eine unsichtbare Kamera. Der Sonntagstisch zwang sie dazu, die Menschen nicht zu vollenden. Herr Grönert war nicht „der einsame ältere Mann“. Die Frau mit der roten Mütze war nicht „die Person, die sich nicht traute“. Die Jugendlichen waren nicht „die Stimme der Jugend“. Sie waren Menschen, die kurz da gewesen waren, Tee getrunken, sich hingesetzt, etwas gesagt oder nicht gesagt hatten. Das musste reichen. Als das Mädchen den Satz über das Leisesein schrieb, wollte Rike ihn sofort verwerten. Er war zu gut. Genau deshalb musste sie ihn zuerst liegen lassen. Vielleicht war Aufmerksamkeit nicht immer das Recht, etwas festzuhalten. Vielleicht war sie manchmal die Entscheidung, einen Satz dort zu lassen, wo er gesagt worden war.

Noahs Perspektive

Noah hatte den Raum um zehn Uhr fünfzig noch als leere Kinokulisse gesehen. Stühle, Tisch, Licht, eine Tür. In seinem Kopf fehlten nur die Menschen, und Menschen kamen normalerweise, wenn ein Ort deutlich genug sagte, wann etwas begann. Nun hatte er erlebt, dass Ankommen nicht wie ein Filmbeginn funktionierte. Niemand kam pünktlich. Niemand war klar als Publikum zu erkennen. Manche Menschen blieben neun Minuten, manche vierzig. Manche wollten Tee, andere eine Steckdose, obwohl es keine gab. Manche sprachen, weil sie wollten. Andere sassen da, weil sie nichts sagen mussten. Er hatte in den ersten Minuten die Stühle umstellen wollen, weil er dachte, der Raum müsse sofort einladend aussehen. Später hatte er begriffen: Ein Raum wurde nicht einladend, weil die Stühle die richtige Figur bildeten. Er wurde es, weil niemand aus einer Figur herausfiel. Das war schwerer zu organisieren. Und viel interessanter. Noah wusste nicht, ob der Tisch im nächsten Monat noch da sein würde. Er wusste nicht, ob das Mädchen zurückkommen oder Herr Grönert je wieder Tee trinken würde. Er wusste nur, dass die Tür heute offen gewesen war und die Menschen sie auf ihre eigene Weise benutzt hatten. Das war nicht sein Erfolg. Aber er war froh, dabei gewesen zu sein.

Nachklang

Sichtbar geworden. Am Testsonntag werden stille, kurze und abgebrochene Formen des Daseins nicht als Misserfolg gelesen. **Die Reibung.** Wer etwas einlädt, sucht leicht nach einem sichtbaren Beweis, dass die Einladung gelungen ist. **Offene Frage.** Woran ist eine gute Einladung zu erkennen, wenn niemand ihre Nutzung vorführen muss?

Merksatz: Eine Einladung gelingt, wenn Menschen sie auf ihre Weise nutzen dürfen – auch nur für einen Moment.

Kapitel 9: Die Antworten, die nichts forderten

Nicht jede Rückmeldung möchte eine Veränderung auslösen. Manche möchte nur nicht überhört werden.

Szene

Am Montagmorgen lag ein Zettel unter der Tür von Rike und Noahs Wohnung. Er war nicht gefaltet, nur einmal in der Mitte geknickt, als habe jemand ihn auf dem Weg durch das Treppenhaus noch nicht entscheiden lassen, ob er privat oder öffentlich sein sollte. Auf der Vorderseite stand in einer schmalen, aufrechten Handschrift: **Für den Sonntagsstisch** Noah hielt den Zettel in der Hand und sah Rike an. „Ist das gut oder bedrohlich?“ Rike stellte ihre Tasche ab. „Das hängt vermutlich davon ab, ob darin eine Beschwerde über die Kekse ist.“ „Die Kekse waren objektiv mittelmässig.“ „Du hast sie gekauft.“ „Ich weiss. Deshalb kann ich sie objektiv beurteilen.“ Sie öffnete den Zettel. Darin stand nur ein Satz: *Das Schild darf gern sagen: Man darf auch wiederkommen, ohne beim ersten Mal etwas gesagt zu haben.*

Kein Name. Keine Anrede. Keine Bitte um Antwort. Rike las den Satz noch einmal. Noah lehnte sich an den Türrahmen. „Das klingt nach dem Mädchen.“ „Vielleicht.“ „Oder nach jemandem ganz anderem.“ „Ja.“ Er wartete einen Moment. „Willst du ihn aufheben?“ Rike hielt das Papier fest, als müsse sie erst herausfinden, ob die Frage eine praktische war oder eine grössere. „Ich will nicht so tun, als wüssten wir, wer das geschrieben hat.“ „Das tun wir nicht.“

„Und ich will den Satz nicht zum Motto machen, nur weil er gut ist.“ „Auch das müssen wir nicht.“ Noah sah auf die Uhr. Er musste gleich zum Kino. Rike musste zur Redaktion. Beide standen im Flur mit Taschen, Schlüssel, Arbeitsgesichtern und einem Satz, der ihnen nicht gehörte. „Wir legen ihn auf den Küchentisch“, sagte Rike. „Nicht in die Schublade?“ „Noch nicht.“ „Gut.“ Sie gingen. Der Montag hatte die übliche Unhöflichkeit, sich nicht für ihren Sonntag zu interessieren. In der Redaktion wartete auf Rike eine Aufnahme über neue Mietverträge am Bahnhofsvorplatz. Noah musste im Kino zwei Schulklassen und eine defekte Popcornmaschine koordinieren, die sich ausgerechnet während eines Kinderfilms für einen dramatischen Ausfall entschied.

Erst am Mittwochabend trafen sie Anja im Nachbarschaftsraum wieder. Anja hatte auf dem Tisch ein kariertes Heft liegen, ein Glas mit Buntstiften und vier Karten, die in unterschiedlichen Ecken des Raums zu liegen schienen, als hätten sie sich absichtlich nicht zu einer Mappe zusammengefunden. „Ich habe nichts gesammelt“, sagte sie zur Begrüßung. „Nur Dinge aufgehoben, die Leute mir gegeben haben oder sichtbar dagelassen haben.“ Rike setzte sich. „Das ist eine sehr wichtige Unterscheidung.“ „Ich habe von euch gelernt, dass Wörter gefährlich werden können, wenn man sie zu lange auf Plakate schreibt.“ „Das war von uns gar nicht so gemeint“, sagte Noah. „Das macht es nicht weniger wahr.“ Anja schob die Karten in die Mitte. Die erste war von Herrn Grönert. Er hatte auf die Rückseite eines Prospekts geschrieben: *Tee bleibt Tee. Aber die Uhr im Raum geht fünf Minuten vor. Das macht einen Sonntag kürzer, als er sein muss.*

Noah las die Karte und blinzelte. „Das ist seine Art von Lob, oder?“ „Ich glaube, das ist seine Art von Infrastrukturhinweis“, sagte Anja.

„Der Hausdienst kommt morgen wegen der Flurlampe. Ich habe die Uhr dazugeschrieben.“ Die zweite Karte war mit grünem Stift geschrieben: *Kann man einen Stuhl am Fenster haben, ohne dass Leute fragen, ob alles okay ist?*

Die dritte war leer bis auf ein kleines gezeichnetes Fenster. Die vierte war von Yusuf. Sie lag kopfüber. Als Anja sie drehte, stand dort: *Ich war nicht da. Aber mein Bruder wohnt seit drei Monaten hier und findet sonntags keinen Ort, an dem er nur sitzen kann. Er kommt vielleicht. Bitte macht kein Ding daraus.*

Noah las den letzten Satz langsam. „Das ist eine ausgezeichnete Aufforderung, kein Ding daraus zu machen.“ Rike fühlte, wie in ihr sofort Bilder entstanden. Yusufs Bruder. Neue Stadt. Vielleicht allein. Vielleicht nicht. Vielleicht mochte er einfach keine Cafés. Es war erstaunlich, wie schnell eine einzelne Information in ihrem Kopf nach Erzählung griff. Sie nahm einen Buntstift aus dem Glas und drehte ihn zwischen den Fingern. „Wir sollten ihn nicht ansprechen, falls er kommt“, sagte sie. Anja sah sie an. „Natürlich nicht.“ „Ich weiss. Ich sage es eher mir.“ Noah blickte zu dem Zettel vom Montag, den Rike mitgebracht hatte. Sie legte ihn auf den Tisch. Anja las ihn. „Möchtet ihr das Schild ändern?“ Die Frage hing im Raum.

Rike merkte, dass sie gleichzeitig Ja und Nein sagen wollte. Ja, weil der Satz genau zu dem passte, was sie sich wünschten. Nein, weil ein Schild nie alles sagen konnte, ohne am Ende so lang zu werden wie ein Mietvertrag und ungefähr ebenso einladend. Noah schob die Hände unter die Oberschenkel. „Ich möchte nicht, dass wir aus jedem Satz sofort eine neue Regel machen“, sagte er. „Gut“, sagte Anja. „Aber ich möchte auch nicht, dass die Menschen den

Eindruck haben, wir hören nur zu, wenn ihre Worte schön genug sind, um in unser Konzept zu passen.“ „Auch gut.“ Rike dachte an die Tafel auf dem Markt. *Was wir wissen. Was noch offen ist.*

Nächste Rückmeldung. Vielleicht brauchten sie keine neue Regel. Vielleicht brauchten sie eine kleine, sichtbare Antwort. „Wir könnten am Eingang ein Blatt auslegen“, sagte sie. „Nicht als Feedbackbogen. Eher als ...“ „Bloss kein Feedbackbogen“, sagte Noah. „Nein. Eher als Satz: ‚Wir haben nach dem ersten Sonntag gehört: Man darf auch wiederkommen, ohne beim ersten Mal etwas gesagt zu haben.‘“ Anja nickte langsam. „Und dann?“ Rike sah auf die Karten. „Und dann nichts. Kein ‚Deshalb‘. Kein Aufruf. Nur dass dieser Satz hier nicht verschwindet.“ Hanna kam zehn Minuten später dazu. Sie hatte einen Ordner unter dem Arm und das entschlossene Gesicht einer Person, die fest vorgenommen hatte, keine zusätzliche Verantwortung mit nach Hause zu nehmen, aber trotzdem einen Ordner trug. „Ich habe die Hausordnung gelesen“, sagte sie statt einer Begrüssung. „Der Raum darf sonntags geöffnet werden, solange eine benannte Person die Verantwortung für das Abschiessen übernimmt. Es braucht aber ein kurzes Protokoll, falls etwas beschädigt wird oder jemand nicht zurechtkommt.“ Noah zog die Stirn kraus. „‚Nicht zurechtkommt‘ ist eine grosse Formulierung.“ „Ich weiss. Sie steht nicht in der Hausordnung. Sie stand in Anjas Nachricht.“ Anja hob beide Hände. „Ich wollte nur sagen, dass wir nicht so tun können, als wäre ein offener Raum aus Watte.“ Rike nickte. „Das sollten wir nicht.“ Hanna setzte sich. „Was ich sagen will: Wir brauchen keinen Aufnahmebogen. Aber wir brauchen eine klare Information, was wir können und was nicht. Wenn jemand Hilfe braucht, die der Tisch nicht leisten kann, müssen wir nicht improvisieren, bis jemand überfordert ist.“ Noah lehnte sich zurück. Es war derselbe Konflikt wie am Anfang, nur

grösser. Ein Raum ohne Auftrag brauchte dennoch einen Rahmen. Wenn der Rahmen zu eng wurde, machte er aus Besuchenden Fälle. Wenn er zu vage blieb, konnte er die Menschen im entscheidenden Moment allein lassen. „Was können wir denn?“, fragte Anja.

„Aufschliessen, Tee hinstellen, zuhören, wenn jemand reden möchte“, sagte Rike. „Und was können wir nicht?“ Rike dachte nach. „Wir können keine Beratung versprechen. Keine Krisen auffangen. Keine persönlichen Daten verwalten. Und wir können nicht entscheiden, was jemand nach dem Sonntag braucht.“ Hanna notierte. „Das ist gut.“

„Ist es auch lesbar?“ „Noch nicht. Aber es ist ehrlich.“ Noah sah von Hanna zu Rike. „Ich möchte nicht, dass an der Tür steht: ‚Wir können Ihnen nicht helfen.‘“ „Das soll es auch nicht“, sagte Rike. „Es soll nur nicht so aussehen, als könnten wir Dinge, die wir nicht können.“ Anja schob den Ordner beiseite. „Vielleicht reicht ein Satz im Raum, nicht an der Tür: ‚Dieser Tisch ist ein Ort zum Sitzen und Reden. Wenn du etwas anderes brauchst, sagen wir ehrlich, was wir wissen und was nicht.‘“ Hanna sah auf. „Das ist erstaunlich gut ohne Absatzstruktur.“ „Ich übe“, sagte Anja. Noah lachte. Der Raum wurde leichter. Nicht gelöst. Nur leichter. Als sie später die Karten wieder in die Mitte legten, klopfte es an die Glastür. Yusuf stand draussen, neben ihm ein Mann mit dunklem Rucksack und einer Kapuze, die trotz des milden Abends hochgezogen war. Yusuf winkte kurz und öffnete die Tür. „Das ist mein Bruder Samir“, sagte er. „Er wollte nur wissen, wo der Tisch ist. Nicht wann er kommt.“ Samir sah in den Raum. Auf die Tassen, die Karten, das Schild, die drei Menschen am Tisch. „Ist das dann jeden Sonntag?“ „Wir testen noch“, sagte Anja. „Am kommenden Sonntag ist er von elf bis dreizehn Uhr offen. Danach sagen wir sichtbar, wie es weitergeht.“

Samir nickte. „Okay.“ Rike sagte nichts. Noah auch nicht. Samir nahm den Zettel auf dem Tisch wahr. Er las ihn.

Man darf auch wiederkommen, ohne beim ersten Mal etwas gesagt zu haben.

Er legte den Zettel wieder hin. „Das ist gut“, sagte er. Dann ging er mit Yusuf wieder hinaus. Die Tür fiel zu. Das Geräusch war nicht besonders. Es klang nicht nach einem Durchbruch. Es klang nach einer Tür, die sich schliessen konnte, weil sie vorher offen gewesen war. Hanna klappte ihren Ordner zu. „Also“, sagte sie. „Wer schreibt den Satz sauber?“ Rike sah Noah an. Noah sah Rike an. „Du kannst ihn schreiben“, sagte er. Rike dachte an die vielen Male, in denen Schreiben für sie bedeutet hatte, Verantwortung an sich zu ziehen, bis nichts mehr übrig blieb, das sie nicht schon formuliert hatte. Dann dachte sie an den Satz. Er war nicht ihrer. Sie würde ihn nur lesbar machen. „Ich schreibe ihn“, sagte sie. „Aber ich entscheide nicht allein, wo er hängt.“ Anja nickte. „Das kann die Gruppe am Sonntag sehen.“ „Nicht abstimmen“, sagte Noah schnell. „Nicht alles muss eine Entscheidung werden.“ Hanna sah ihn an. „Was dann?“ Noah dachte kurz nach.

„Vielleicht legen wir ihn hin. Und schauen, ob er für den Raum stimmt.“ Hanna schloss die Augen. „Das ist keine Methode.“ „Nein“, sagte Noah. „Aber vielleicht eine Beobachtung.“ Sie lachten alle, auch Hanna. Und Rike merkte, dass die Nachbarschaft nicht mit einer grossen Zustimmung auf sie reagierte. Sie reagierte mit Tee, einer vorgehenden Uhr, einem Fensterplatz, einer Hausordnung, einer Frage nach dem nächsten Sonntag und einem Satz ohne Namen. Es war kein Echo, das etwas forderte. Aber es war eines, das blieb.

Rikes Perspektive

Rike hatte lange gedacht, Rückmeldungen seien entweder Material oder Störung. Material, wenn sie klar und verwertbar waren.

Störung, wenn sie widersprüchlich, knapp oder unvollständig blieben. Die Karten im Nachbarschaftsraum waren keines von beidem. Sie waren Spuren. Manchmal praktische Spuren: Die Uhr ging vor. Manchmal eine Frage, die niemand beantworten musste: Durfte man am Fenster sitzen, ohne dass jemand nach einem fragte? Manchmal ein Satz, der nicht nach einer Reaktion klang und trotzdem nicht verschwinden sollte. Rike merkte, dass Zuhören nicht bedeutete, aus jeder Rückmeldung eine sichtbare Veränderung zu machen. Das wäre wieder eine Form von Zugriff. Zuhören konnte auch heissen, einen Satz nicht zu verbessern, nicht zu deuten und nicht in eine Kampagne zu verwandeln. Aber es hiess auch nicht, ihn in eine Schublade zu legen, bis er so leise wurde wie alles, was Menschen nur beiläufig zu sagen glaubten. Die kleine Antwort am Eingang gefiel ihr deshalb. Sie versprach keine Lösung. Sie sagte nur: *Das ist bei uns angekommen.*

Noahs Perspektive

Noah mochte Echos. Im Kino war ein Echo meist ein Problem, weil es aus einem Raum kam, der nicht richtig gedämmt war. Hier fand er es plötzlich schön, dass ein Satz vom Sonntag in einem Treppenhaus auftauchen und zwei Tage später auf einem Tisch liegen konnte. Er hatte zunächst gehofft, die Reaktionen würden ihnen zeigen, was zu tun war. Mehr Tee. Andere Stühle. Ein schöneres Schild. Vielleicht sogar eine regelmässige Öffnung, wenn genug Menschen kamen. Nun verstand er, dass die meisten Reaktionen keinen Auftrag enthielten. Sie sagten nicht: *Macht mehr daraus*. Sie sagten: *Das habe ich gesehen*. *Das habe ich gebraucht*. *Das weiss ich noch nicht*. Das war unbefriedigend, wenn man gern Dinge fertig machte. Aber Noah sah, wie Rike den Satz vom Wiederkommen behandelte. Sie nahm ihn ernst, ohne ihn sofort zu besitzen. Er wollte das auch lernen. Nicht jede gute Rückmeldung musste ein Signal sein, schneller zu werden. Manchmal war sie nur der Beweis, dass ein Raum gehört hatte, ohne zuzugreifen.

Nachklang

Sichtbar geworden. Die ersten Rückmeldungen wollen nicht sofort zu Material, Auftrag oder Erfolgsge-schichte werden. **Die Reibung.** Gehört zu werden kann leicht mit dem Druck verwechselt werden, aus dem Gehörten augenblicklich etwas machen zu müssen.

Offene Frage. Was würde sich ändern, wenn eine Rückmeldung auch dann zählt, wenn sie keine nächste Aufgabe auslöst?

Merksatz: Eine Rückmeldung ist nicht erst wichtig, wenn sie sich verwerten lässt.

Kapitel 10: Der Plan, der nicht bleiben musste

Ein Rahmen ist dann gut, wenn er etwas trägt, ohne sich selbst für das Wichtigste im Raum zu halten.

Szene

Am dritten Sonntag regnete es so gründlich, dass selbst Herr Grönert zugab, der Treffpunkt Uferstrasse 8 sei an diesem Vormittag vermutlich attraktiver als jede Bank am Fluss. Um kurz nach eins sassen Rike, Noah, Anja, Hanna und Yusuf noch am langen Holztisch. Der zweite Testsonntag war vorbei. Die Tassen standen in kleinen Gruppen herum; zwei mit Teeresten, drei bereits gespült, eine umgestülpt auf dem Abtropfgestell. Auf der Fensterbank lag der Satz des Mädchens immer noch auf cremefarbenem Papier: **Man darf auch leise sein.**

Daneben lag der zweite Satz, den Anja in der Woche zuvor mit Einverständnis der Gruppe unter das Türschild geschrieben hatte: **Du darfst wiederkommen, auch wenn du beim ersten Mal nichts gesagt hast.**

Der Raum hatte an diesem Sonntag nicht mehr Menschen beherbergt als beim ersten Mal. Aber andere. Samir war gekommen, hatte sich mit einem Buch ans Fenster gesetzt und nach einer Stunde gefragt, ob der Stuhl dort nächstes Mal wieder frei sei. Eine Mutter mit ihrer Tochter hatte Tee getrunken, weil sie zwischen Schwimmkurs und Bus zehn Minuten übrig hatte. Herr Grönert

hatte erklärt, die Flurlampe flackere nicht mehr, aber der Hausdienst sei mit seiner Zeitschätzung in eine moralisch schwierige Zone geraten. Yusuf hatte ihm zugehört, ohne ein Fahrrad zu reparieren, was er selbst später als persönlich herausfordernd bezeichnete. Nun sagte Anja: „Wir müssen entscheiden, ob und wie es weitergeht.“ Noah zog die Tassen näher zusammen. Rike sah, wie sich sein Rücken leicht versteifte. Es war kein dramatischer Moment. Nicht einmal ein besonders überraschender. Aber sie kannte ihn inzwischen gut genug, um zu sehen, wann das Wort *entscheiden* in ihm sofort einen ganzen Nachmittagsplan mit Namensschildern auslöste. Hanna hatte ein Blatt Papier vor sich liegen. Es war diesmal nicht kariert, sondern weiss und sehr leer. Rike fand das fast bedrohlicher. „Wir haben zwei Testtermine gemacht“, sagte Hanna. „Die Rückmeldungen sind klein, aber eindeutig genug: Der Raum wird genutzt. Nicht massenhaft, aber regelmässig. Die Fragen sind: Wer schliesst auf? Wer trägt die Kosten für Tee und Material? Was ist, wenn die Person mit Schlüssel krank ist? Und wie lange machen wir das, ohne dass es an zwei oder drei Leuten hängen bleibt?“ Yusuf nickte. „Und wer sagt den Leuten, wenn es nicht stattfindet? Mein Bruder ist heute extra gekommen, weil am Schild stand, dass offen ist. Das darf nicht verlässlich wirken, wenn es nur eine gute Laune von uns ist.“ Rike sah auf den Satz am Fenster. Verlässlich. Das Wort hatte viele Gesichter. Es konnte warm sein und schwer. Es konnte bedeuten, dass eine Tür wirklich aufging. Es konnte auch bedeuten, dass jemand, der gerade müde war, trotzdem aufschloss, weil andere sich auf ihn verlassen hatten. „Ich will nicht, dass der Tisch von unserer Verfügbarkeit lebt“, sagte sie. Noah sah zu ihr. „Von wessen dann?“

„Von einer verabredeten, begrenzten Verfügbarkeit. Nicht von uns immer.“ Hanna nickte sofort. „Das ist genau der Punkt. Ich habe einen Vorschlag gemacht.“ Sie schob das Blatt in die Mitte. Oben stand: **SONNTAGSTISCH – VORSCHLAG FÜR SECHS WOCHEN** Jeden Sonntag 11–13 Uhr Zwei benannte Personen pro Termin Schlüssel und Kasse bei Anja Materialpauschale pro Woche Kurzprotokoll: offen / nicht offen / Beobachtungen Auswertung nach sechs Wochen Noah las langsam. Rike las schneller und merkte mit jedem Punkt, wie der Tisch sich in ihrem Kopf veränderte. Er bekam eine Kasse. Ein Protokoll. Eine Pauschale. Eine Auswertung. Er bekam sogar eine Laufzeit, die sich nach etwas anhörte, das man vor einer Premiere in einen Kalender schrieb. „Das ist sehr strukturiert“, sagte Noah. Hanna sah ihn an. „Das ist sechs Wochen lang strukturiert.“ „Und danach?“ „Danach entscheiden wir neu.“ „Was heisst Kurzprotokoll?“, fragte Rike. „Nur Dinge, die für den Raum relevant sind. Zum Beispiel: Die Tür war schwer zu öffnen. Tee war alle. Jemand fragte nach einem Fensterplatz. Nichts Persönliches. Keine Namen. Keine Geschichten.“ „Und die Materialpauschale?“ „Anja hat nachgerechnet. Tee, Wasser, kleine Reparaturen, Verbrauchsmaterial. Nicht viel. Aber auch nicht nichts.“ Anja hob die Hand. „Wir können die ersten sechs Wochen aus dem Quartierstopf zahlen. Danach müsste es eine neue Entscheidung geben. Ich kann nicht so tun, als wäre die Hafermilch eine natürliche Ressource des Nachbarschaftsraums.“ „Das ist schade“, sagte Yusuf. „Sie wirkt sehr nach Gras.“ Anja sah ihn an. „Du darfst die nächste Packung mitbringen. Freiwillig. Nicht systemrelevant.“ Alle lachten. Die Spannung wurde nicht weniger, aber sie bekam eine Kante, an der man sich nicht sofort schnitt. Noah nahm das Blatt noch einmal in die Hand. „Ich verstehe, warum wir das brauchen“, sagte er. „Aber ich habe Angst, dass wir

aus einem Ort ohne Auftrag einen Dienstplan machen, in dem am Ende alle nur noch nachschauen, wer wofür zuständig ist.“ „Das kann passieren“, sagte Hanna. „Und das Gegenteil kann auch passieren: Niemand schaut nach, und dann sind Anja, du und Rike die Menschen, die jeden Sonntag trotzdem kommen, weil es sonst niemand tut.“ Rike spürte, wie ihr Blick zu Noah ging. Auf dem Blatt standen zwei Namen handschriftlich neben den ersten beiden Sonntagen: **Noah / Rike**. Sie sah die Schrift. Sie kannte sie. Noah bemerkte es im selben Moment. „Ich habe die Namen nur als Platzhalter eingetragen“, sagte er schnell. Rike hörte den Satz und merkte, wie in ihr zwei Reaktionen gleichzeitig aufstanden. Die erste war Dankbarkeit. Noah hatte sich kümmern wollen. Er hatte verhindern wollen, dass der Tisch ohne die beiden scheiterte, die ihn angestossen hatten. Die zweite war Müdigkeit. Nicht wegen der zwei Sonntage. Wegen der Geschwindigkeit, mit der ein Platzhalter schon wieder eine Zusage geworden war, bevor sie darüber gesprochen hatten. „Wann hast du das eingetragen?“, fragte sie. Noah sah auf das Blatt. „Gestern Abend. Als Hanna mir die Datei geschickt hat.“ „Und warum hast du es mir nicht gesagt?“ Der Raum wurde still. Anja nahm ihre Tasse in beide Hände. Yusuf sah aus dem Fenster. Hanna legte den Stift hin, ohne dabei so zu tun, als habe sie plötzlich nichts mehr mit der Sache zu tun. Noah atmete aus. „Weil ich dachte, du würdest nein sagen.“ Rike sah ihn an. Das war eine ehrliche Antwort. Keine gute. Aber eine, mit der man etwas anfangen konnte. „Vielleicht hätte ich nein gesagt“, sagte sie. „Ich weiss.“ „Und dann?“ Noah rieb sich über die Stirn. „Dann hätte ich Angst gehabt, dass der Tisch sofort wieder nur von Anja abhängt. Oder dass niemand kommt, weil wir nicht aufschliessen. Ich wollte nicht, dass das, was die Leute gerade anfangen zu mögen, so schnell wieder verschwindet.“ „Die Leute fangen nicht an, uns zu mögen“,

sagte Rike leise. „Sie mögen vielleicht den Raum.“ „Das weiss ich.“ „Und der Raum ist nicht unsere Zusage.“ Noah nickte. Er wirkte nicht beleidigt. Eher so, als müsste er einen Satz umsortieren, den er zu lange für verlässlich gehalten hatte. „Nein“, sagte er. „Ist er nicht.“ Hanna räusperte sich. „Darf ich etwas sehr Verwaltungsmässiges sagen?“ „Bitte“, sagte Anja. „Ein Platzhalter ist in einem Dienstplan nie ganz ein Platzhalter. Sobald ein Name dort steht, entsteht für andere die Vorstellung, dass jemand es macht. Deshalb sollten Namen nur eingetragen werden, wenn sie Ja gesagt haben.“ Yusuf nickte. „Das ist im Fahrradladen genauso. Wenn auf dem Zettel steht, ich kümmere mich um die Bremsen, kümmere ich mich am Ende um die Bremsen. Auch wenn ich den Zettel nur gelegt habe, damit er nicht leer aussieht.“ Noah lächelte schwach. „Ich nehme die Metapher.“ Rike sah auf das Blatt. Dann auf Noah. „Ich will nicht, dass du dich dafür schämst, dass du wolltest, dass es weitergeht“, sagte sie. „Ich will nur nicht, dass wir den Tisch retten, indem wir unsere Sonntage schon verplanen, bevor wir wissen, ob wir sie dafür geben wollen.“ Noah nickte langsam. „Das ist fair.“ „Und ich will auch nicht, dass du glaubst, mein Nein wäre automatisch ein Nein zum Tisch.“ „Das weiss ich nicht immer rechtzeitig.“

„Ich weiss.“ Anja sah von einem zum anderen. „Vielleicht ist das genau die Frage, die wir bei diesem Projekt nicht überspringen dürfen: Was trägt es, ohne dass die Tragenden unsichtbar werden?“ Eine Weile sagte niemand etwas. Dann nahm Yusuf das Blatt und zog eine Linie durch die beiden handschriftlichen Namen. „So“, sagte er. „Jetzt sieht man wieder, dass da noch etwas offen ist.“ Noah sah auf die leeren Felder. Rike erwartete, dass ihm die Lücke wehtun würde. Vielleicht tat sie es auch. Aber er sagte nur: „Ja.“ Hanna drehte das Blatt um und schrieb auf die Rückseite: **Für die**

nächsten sechs Wochen suchen wir je zwei Personen, die freiwillig und nach eigener Zusage öffnen. Wenn kein Paar zustande kommt, findet der Tisch an diesem Sonntag nicht statt. Das wird spätestens am Freitag sichtbar an der Tür und im Netzwerk bekanntgegeben.

„Ist das nicht zu unsicher?“, fragte Noah. „Es ist ehrlich unsicher“, sagte Anja. „Und wenn niemand sich einträgt?“ „Dann haben wir eine Information“, sagte Hanna. „Keine schöne vielleicht. Aber eine, mit der wir weiter denken können.“ Rike erinnerte sich an Frau Hagedorns Schild: *Die angegebene Umleitung ist derzeit nicht nutzbar*. Damals hatte der Satz sie erschreckt und beruhigt zugleich. Er liess keinen Weg offen, der nicht da war. „Wir könnten den Freitag als Rückmeldung nehmen“, sagte sie. „Nicht als Deadline, die Menschen unter Druck setzt. Sondern damit niemand am Sonntag vor einer geschlossenen Tür steht und sich fragt, ob wir es vergessen haben.“ Anja schrieb es dazu. Noah sah auf die sechs leeren Zeilen. „Ich möchte mich für einen Sonntag eintragen“, sagte er. Rike wartete. Sie spürte, wie der Raum wieder auf sie sah, auch wenn niemand sie ansah. Noah hob die Hand ein wenig. „Nicht jetzt sofort. Ich will erst zu Hause mit Rike schauen, ob wir beide das wollen und wer sonst dabei wäre. Ich sage nur: Ich möchte es nicht aus Angst übernehmen. Ich möchte es vielleicht geben.“ Rike sah ihn an. Dieser Satz war kein fertiger Plan. Er war auch keine Entschuldigung. Er war eine Richtung, die Raum liess. „Ich möchte ebenfalls einen Sonntag überlegen“, sagte sie. „Aber nicht beide ersten. Und nicht, weil wir das Projekt begonnen haben.“ „Gut“, sagte Anja. „Das ist eine sehr unromantische Form von Fortschritt“, sagte Yusuf. „Die besten Formen sind selten romantisch“, sagte Hanna. „Das stimmt nicht“, sagte Noah. „Manchmal sind sie Pasta

mit zu viel Zitrone.“ Rike lächelte. Später gingen sie zu zweit durch den Regen nach Hause. Die Strassen waren glänzend, die Schaufenster dunkel. Vor dem Kiosk stand wieder das Mädchen mit dem Roller, diesmal ohne Kopfhörer. Sie sah die beiden kurz an, erkannte sie vielleicht nicht und fuhr weiter. Noah zog den Kragen seiner Jacke höher. „Bist du sehr sauer?“ Rike dachte nach. „Nein.“ „Enttäuscht?“ „Ein bisschen. Aber nicht, weil du einen Sonntag eingetragen hast. Eher weil du dachtest, du müsstest das schon tun, bevor wir sprechen.“ Noah nickte. „Ich hatte Angst vor dem leeren Feld.“ „Ich weiss.“ „Und du?“ Rike sah auf die Pfützen vor ihren Schuhen. „Ich habe Angst davor, dass ein freies Feld immer sofort in meinem Namen gefüllt wird.“ Noah blieb stehen. „Das möchte ich nicht mehr machen.“ „Ich weiss nicht, ob du das nie wieder machst.“ Er sah sie an. „Das war ehrlicher, als ich gehofft hatte.“ „Ich möchte nicht, dass wir uns Dinge versprechen, die wir nur versprechen, weil der Abend gerade weich ist.“ Noah dachte kurz nach. „Dann kann ich dir vielleicht nur sagen: Wenn ich wieder einen Namen irgendwo eintragen will, frage ich vorher, ob er schon Ja gesagt hat.“ Rike nickte. „Das wäre ein guter Anfang.“ Sie gingen weiter. Der Sonntagstisch war nicht entschieden. Er war auch nicht gescheitert. Er hatte sechs leere Zeilen, eine Woche Rückmeldefrist und mehr Fragen als Tassen. Aber die Fragen lagen jetzt auf dem Tisch. Nicht in ihnen.

Rikes Perspektive

Rike hatte Struktur lange für den natürlichen Gegner von Freiheit gehalten. Sie dachte an Kalender, Listen, feste Zusagen und die Art, wie ein leerer Nachmittag in ihrem Kopf sofort zu einem freien Arbeitsfeld wurde. Der Bilanzabend zeigte ihr etwas Unbequemes: Ein Raum ohne jede Struktur konnte ebenfalls unfrei sein. Dann hing er an den Menschen, die am schlechtesten Nein sagen konnten. Offenheit brauchte nicht weniger Verantwortung. Sie brauchte Verantwortung, die sichtbar begrenzt war. Der Sechs-Wochen-Plan gefiel Rike nicht besonders. Er klang nach einer kleinen Verwaltung. Aber vielleicht war das nicht das Problem. Das Problem war nur, wenn Verwaltung vorgab, eine natürliche Eigenschaft des Raums zu sein, statt eine verabredete Hilfe für die Menschen, die ihn offen hielten. Sie wollte lernen, zwischen diesen Dingen zu unterscheiden. Ein Plan durfte da sein. Er musste nur wieder gehen können.

Noahs Perspektive

Noah hatte die leeren Zeilen auf dem Blatt kaum ausgehalten. Sie sahen aus wie ein Versäumnis. Wie sechs Sonntage, die jemand füllen musste, bevor Menschen glaubten, die Einladung sei echt. Er hatte seinen und Rikes Namen eingetragen, weil eine Lücke ihn nervös machte. Nicht weil er Rike übergehen wollte. Aber das änderte nichts daran, dass er sie übergangen hatte. Die durchgestrichenen Namen waren zuerst peinlich gewesen. Dann merkte Noah, dass die Lücke jetzt etwas sagte, das vorher unsichtbar gewesen war: Es gab noch keine Zusage. Niemand war verantwortlich, nur weil jemand es sich wünschte. Das war nicht weniger Hoffnung.

Es war eine Hoffnung, die auf echten Antworten warten konnte. Noah wusste nicht, ob der Sonntagstisch dauerhaft bleiben würde. Er wusste nur, dass er nicht dauerhaft bleiben sollte, wenn seine Dauer darauf beruhte, dass immer dieselben Menschen ihre freien Tage dafür hergaben. Vielleicht war eine Sache genau dann lebendig, wenn sie auch eine Pause überstand.

Nachklang

Sichtbar geworden. Der Plan macht sichtbar, auf wie vielen nicht ausgesprochenen Zusagen ein offener Sonntag bisher beruht. **Die Reibung.** Planung kann entlasten und zugleich neue Erwartung produzieren. Entscheidend ist, was sichtbar wird und was nicht. **Offene Frage.** Welche Verabredungen sind wirklich getroffen, welche nur freundlich vorausgesetzt?

Merksatz: Offenheit trägt nicht lange auf den unsichtbaren Mehrleistungen weniger Menschen.

Kapitel II: Die zwei Schlüssel

Eine Verantwortung wird nicht kleiner, weil zwei Menschen sie tragen. Aber sie wird lesbarer, wenn beide wissen, wann sie beginnt und wann sie endet.

Szene

Am ersten Tandemsonntag lag der Schlüssel zum Treffpunkt Uferstrasse 8 zwischen Yusuf und Anja auf dem Cafétisch wie ein kleiner, schwerer Gegenstand, der nicht ahnte, wie viele Sätze Menschen um ihn herum bauen konnten. Es war halb zehn. Der Regen hatte über Nacht aufgehört, aber die Luft roch noch nach nassem Asphalt und den grossen Mülltonnen hinter der Bäckerei. Anja hatte Tee bestellt, Yusuf Kaffee. Rike und Noah sassen daneben, weil Anja vorgeschlagen hatte, die ersten zehn Minuten gemeinsam zu beginnen und dann ausdrücklich zu gehen. „Nur zehn Minuten?“, hatte Noah gefragt. „Nur zehn Minuten“, hatte Anja gesagt. „Sonst werden aus euren Erfahrungen sehr schnell eure Anwesenheiten.“ Jetzt lag auf dem Tisch ein Blatt mit vier Punkten: **Was heute geklärt ist Was nicht übernommen wird** Yusuf und Anja öffnen von 11–13 Uhr. Sie sind nicht für persönliche Erklärungen oder Lösungen zuständig.

Anja hat den Schlüssel, Yusuf bringt Tee und Wasser.

Sie müssen keinen Ablauf herstellen.

Wenn etwas ausfällt, melden sie es bis Freitag sichtbar.

Sie ersetzen einander nicht ohne Nachfrage.

Nach 13 Uhr schliessen sie gemeinsam ab. Sie müssen nicht bewerten, ob der Tisch „gelungen“ war.

Yusuf las den letzten Punkt noch einmal. „Das ist mein Lieblingspunkt“, sagte er. „Ich kann sehr gut keine Bewertung abgeben.“ „Das stimmt nicht“, sagte Anja. „Du bewertest seit zwanzig Minuten meinen Kaffee.“ „Das ist eine fachliche Einschätzung.“ Noah sah auf die Uhr. „Wir sollten gehen“, sagte er. Rike merkte, wie sich etwas in ihr wehrte. Nicht gegen Yusuf oder Anja. Gegen den Impuls, noch einmal zu sagen, dass sie jederzeit anrufen könnten. Dass die Kanne links im Schrank stand, dass die Tür manchmal klemmte, dass Herr Grönert den Tee als erträglich bezeichnete, wenn er ihn mochte. All die kleinen Informationen, die sich anfühlten wie Fürsorge und leicht zu einer zweiten Schicht Verantwortung werden konnten. „Die Tür klemmt manchmal“, sagte sie trotzdem. Yusuf hob eine Augenbraue. „Und?“ Rike hielt kurz inne. „Dann ziehst du sie nicht auf. Du drückst sie erst nach innen.“ „Das ist eine brauchbare Information“, sagte Anja. „Mehr habe ich nicht“, sagte Rike. Noah lächelte nur. Kein Lob. Keine Erinnerung. Sie war ihm dankbar dafür. Sie standen auf.

„Viel Erfolg“, sagte Noah. Yusuf schüttelte den Kopf. „Nein. Wir haben vereinbart, dass es keine Erfolgskategorie gibt.“ Noah dachte kurz nach. „Dann: Einen guten Vormittag.“ „Das nehmen wir“, sagte Anja. Rike und Noah gingen. Sie hatten beschlossen, nicht in der Nähe zu bleiben. Nicht „nur zufällig“ am Kiosk vorbeizukommen. Nicht im Nachbarschafts-Chat zu warten, ob eine Nachricht kam. Noah hatte vorgeschlagen, zum Flohmarkt am Südufer zu gehen. Rike hatte gefragt, ob das ein Plan sei. Er hatte gesagt: „Eine Möglichkeit mit vielen schlechten Lampen.“ Nun standen sie zwischen Kisten mit Schallplatten, ausrangierten

Gardinen und einem Mann, der behauptete, ein Toaster aus den Achtzigern sei „praktisch unzerstörbar, wenn man den Griff nicht anfasst“. Rike hielt eine kleine Messingschale in der Hand. „Wofür ist das?“, fragte Noah. „Ich weiss nicht.“ „Willst du sie?“ „Ich weiss auch das nicht.“ Noah nickte. „Das ist heute eine sehr vollständige Antwort.“ Sie gingen weiter. An einem Stand mit alten Büchern vibrierte Noahs Telefon. Er sah aufs Display. Sein Gesicht wurde sofort ernster. **Anja:** *Die Tür ist wirklich zu. Der Schlüssel dreht, aber sie geht nicht auf. Hausdienst geht erst ab zwölf ans Telefon. Was machen wir?* Noah zeigte Rike die Nachricht. Ihr erster Gedanke war, loszulaufen. Der zweite war: *Du musst nicht.* Der dritte war schlimmer, weil er nicht eindeutig war: *Aber sie sind dort. Menschen könnten kommen. Der Tisch sollte offen sein.* Noah hatte bereits die Hand in der Jackentasche, als suche er nach einem zweiten Schlüssel, den er nicht dabei hatte. „Wir könnten zurück“, sagte er. „Ja.“ „Oder wir könnten Anja schreiben, dass Yusuf die Tür nach innen drücken soll.“ „Das weiss sie vielleicht nicht.“ „Dann sagen wir es ihr.“ Rike sah auf die Nachricht. Sie erinnerte sich, wie sie vor einer Stunde die Information gegeben hatte. *Nicht ziehen, nach innen drücken.* Vielleicht brauchten Anja und Yusuf nicht ihre Anwesenheit. Vielleicht brauchten sie nur die Information, die schon zwischen ihnen lag. Rike schrieb: *Die Tür erst fest nach innen drücken, dann den Schlüssel drehen und die Klinke langsam hochziehen. Wenn das nicht klappt: Bitte bis 10:55 die Türnotiz umhängen auf „Heute geschlossen – nächste Rückmeldung bis 12 Uhr“, damit niemand warten muss. Ihr müsst sie nicht mit Gewalt öffnen.* Noah las mit. „Das ist gut“, sagte er. „Es ist nur eine Information.“ „Genau.“

Zwei Minuten später kam die Antwort: **Yusuf:** *Sie geht auf. Sie wollte offenbar nur ernst genommen werden.* Noah lachte auf. Rike auch. Das Lachen löste nichts, aber es machte ihre Körper wieder bewohnbar. Dann kam eine zweite Nachricht. **Anja:** *Danke. Wir haben offen. Und du musstest nicht kommen.* Rike steckte das Telefon weg. Noah sah sie an. „Wie geht es dir?“ „Erleichtert. Und ein bisschen nutzlos.“ „Das klingt widersprüchlich.“ „Es ist leider eine sehr realistische Mischung.“ Noah nickte. „Ich kenne sie.“ Sie standen vor einem Stand mit alten Landkarten. Eine davon zeigte Falkenbrück, allerdings in einer Zeit, als das Westufer noch als „geplante Stadterweiterung“ markiert war. Auf dem Papier endeten Strassen in dünnen Linien, als hätten sie nicht gewusst, ob sie jemals Häuser erreichen würden. Noah beugte sich vor. „Siehst du? Hier war früher nichts.“ „Hier war Papier“, sagte Rike. „Du bist heute sehr streng mit Karten.“ „Ich bin nur dagegen, dass sie so tun, als wären sie die Stadt.“ Um zwölf Uhr dreizehn vibrierte Noahs Telefon erneut. **Yusuf:** *Kurze Frage: Ein Mann will seinen Hund mit reinnehmen. Der Hund ist trocken, der Mann nicht. Was ist die Regel?* Noah sah Rike an. „Haben wir eine Regel?“ „Nein.“ „Wollen wir eine machen?“ „Nicht jetzt.“ Er schrieb: *Was braucht ihr, damit es für die Menschen im Raum gut ist? Wenn der Hund ruhig bleibt und niemand widerspricht, dürft ihr entscheiden. Wenn es unklar ist, sagt ihr ehrlich, dass ihr es heute nicht wisst.* Yusuf antwortete nicht sofort. Rike sah Noah an. „Das war keine Regel.“ „Nein.“ „Und nicht ganz eine Antwort.“ „Auch nein.“ „Aber vielleicht genug?“ Noah nickte. „Vielleicht.“ Wenige Minuten später kam ein Foto. Der Hund lag unter dem Tisch, Kopf auf den Pfoten, und Herr Grönert sass daneben mit seiner Zeitung. Im Hintergrund sah man nur die Stiefel eines Mannes, aus denen Regenwasser auf die Fussmatte tropfte. Darunter stand: **Yusuf:** *Der Hund ist ruhiger als*

wir alle. Er bleibt. Ich habe die Fussmatte geholt. Noah hielt das Telefon Rike hin. „Das wirkt wie eine gute Entscheidung.“

„Es wirkt wie eine Entscheidung, die in diesem Raum getroffen wurde.“ „Besser.“ Sie gingen weiter über den Flohmarkt. Rike kaufte die Messingschale nicht. Noah kaufte ein Buch mit Filmplakaten, obwohl drei Seiten fehlten. Es war kein besonders kluger Einkauf, aber er sah zufrieden aus. Am Abend sassen sie zu Hause auf dem Sofa. Auf dem Küchentisch lag keine Tafel. Nur zwei Gläser Wasser, Noahs Buch und Rikes Telefon. „Der Hund war wirklich niedlich“, sagte Noah. „Das ist keine Bilanz.“ „Ich weiss. Aber es ist eine wichtige Beobachtung.“ Rike lächelte. Sie hatte den ganzen Tag darauf gewartet, dass sie sich schuldig fühlen würde. Weil sie nicht zurückgelaufen war. Weil sie sich auf dem Flohmarkt über eine Messingschale Gedanken gemacht hatte, während Anja und Yusuf eine Tür öffneten, Tee kochten und eine Entscheidung über einen Hund trafen. Die Schuld war nicht ganz ausgeblieben. Aber sie hatte ihre Grösse verloren. „Ich glaube, ich habe heute verstanden, was mich an dem Tisch nervös macht“, sagte sie. Noah legte das Buch weg. „Was?“ „Dass etwas funktionieren könnte, ohne dass wir darin vorkommen.“ Noah sah sie lange an. „Und ist das schlimm?“ Rike dachte nach. „Nein. Es ist nur ungewohnt.“ Er nickte. „Für mich auch.“ „Du wolltest heute zurücklaufen.“ „Du auch.“ „Ja.“ „Und wir haben es nicht getan.“ „Weil die Tür aufgegangen ist.“ „Auch, weil Anja und Yusuf da waren.“ Rike sah aus dem Fenster. Draussen ging eine Frau mit einem Hund vorbei. Nicht derselbe. Dieser war zu gross und trug einen gelben Mantel. „Vielleicht ist das der Unterschied“, sagte sie. „Nicht: Wir sind nicht nötig. Sondern: Wir sind nicht die einzigen, die etwas tragen können.“ Noah lehnte sich zurück. „Das klingt fast wie ein Merksatz.“ „Sag ihn nicht laut. Sonst

wird er wieder ein Schild.“ Er nickte feierlich. Sie schwiegen. Das Schweigen war nicht der leere Raum zwischen zwei Aufgaben. Es war ein Abend, den niemand hatte aufschliessen müssen.

Rikes Perspektive

Rike hatte den Sonntagstisch zunächst als etwas gesehen, das nur mit ihrer und Noahs Sorgfalt richtig werden konnte. Sie wusste, dass sie das nicht bewusst dachte. Sie dachte eher: *Wir kennen die Idee. Wir wissen, warum sie vorsichtig sein muss. Wir sehen die Risiken.* Aber Wissen war nicht dasselbe wie Eigentum.

Als die Tür am Vormittag klemmte, hatte Rike körperlich gespürt, wie ihr altes Muster sich meldete. Ein Problem. Eine offene Tür. Menschen, die vielleicht kommen. Eine Möglichkeit, sofort nützlich zu werden. Dass sie nicht zurücklief, war kein Heldentum. Es war auch kein Beweis dafür, dass sie plötzlich gelassen war. Sie gab eine klare Information und überliess die nächste Entscheidung den Menschen, die dort standen. Anja und Yusuf nutzten sie. Danach entschieden sie selbst über den Hund, die Matte und den Raum. Rike merkte, dass ihr Beitrag nicht kleiner wurde, weil er begrenzt war. Er wurde nur genauer.

Noahs Perspektive

Noah hatte bei der Nachricht von der Tür sofort das Bild eines geschlossenen Raums vor sich gehabt. Menschen vor der Scheibe. Ein Schild, das nicht stimmte. Anja, die sich ärgerte. Ein Tisch, der an seiner ersten echten Probe scheiterte. Er hatte nicht nur helfen wollen. Er hatte verhindern wollen, dass die Idee Schaden nahm. Aber die Idee war nicht zerbrechlich wie ein Glas, das nur er festhalten konnte. Sie war ein Raum mit einer klemmenden Tür, zwei Menschen vor Ort und einer Information, die ausreichte. Das war weniger dramatisch. Und viel stabiler. Beim Hund hatte Noah begriffen, dass Struktur nicht bedeutete, für jede denkbare Lage vorher eine Regel zu schreiben. Struktur konnte auch heissen, dass die richtigen Menschen am richtigen Ort entscheiden durften – mit dem, was sie sahen, und mit der Freiheit, später darüber anders zu denken. Das war nicht die Art von Sicherheit, die er gewohnt war. Aber sie fühlte sich nicht schlechter an.

Nachklang

Sichtbar geworden. Zwei Schlüssel und eine klemmende Tür zeigen, dass Verantwortung konkret wird, wenn sie nah am Ort bleiben darf. **Die Reibung.** Information muss weiterfliessen, ohne jede Entscheidung an eine zentrale Stelle zurückzu binden. **Offene Frage.** Wie kann ein Rahmen verlässlich sein, wenn die Menschen darin trotzdem eigene Entscheidungen treffen?

Merksatz: Verlässlichkeit wächst, wenn Verantwortung weitergegeben wird, ohne Entscheidungsspielraum einzuziehen.

Kapitel 12: Der Sonntag, der trotzdem offen war

Selbstorganisation beginnt nicht dort, wo alle dasselbe wollen. Sie beginnt dort, wo auch eine fremde Entscheidung gelten darf, wenn sie unbequem ist.

Szene

Am Freitag um siebzehn Uhr zwölf hing an der Glastür des Treffpunkts Uferstrasse 8 ein neues Schild.

SONNTAGSTISCH FINDET DIESEN SONNTAG NICHT STATT. Die nächste Rückmeldung folgt bis Mittwoch. Hanna hatte das Schild ausgedruckt. Herr Grönert hatte es mit zwei Streifen Klebeband befestigt, die er aus seinem eigenen Werkzeugkasten geholt hatte, weil das Klebeband im Raum „nur noch dekorative Kraft“ besass. Das für Sonntag eingetragene Tandem hatte sich am Donnerstagabend abgemeldet: Hanna hatte ihre Schwester nach einer Notoperation begleiten müssen, Herr Grönert war wegen einer Untersuchung nicht mobil. Sie hatten einander geschrieben, dann Anja informiert, das Schild gesetzt und im Westufer-Netzwerk kurz mitgeteilt, dass der Raum diesmal geschlossen bleibe. Es war keine schöne Nachricht. Aber sie war da. Yusuf las sie am Samstagmorgen im Gruppenchat, während er in der Fahrradwerkstatt einen platten Reifen suchte, dessen Loch sich mit der Geduld eines Menschen versteckt hielt, der längst wusste, dass alle nach ihm suchen. Unter Hannas Nachricht stand bereits: **Anja:** *Danke für die klare Info. Gute Besserung deiner Schwester, Hanna.* **Rike:** *Danke, dass ihr es*

rechtzeitig sichtbar gemacht habt. Noah: Alles Gute euch beiden.

Yusuf sah auf den Satz. Dann auf Samir, der am anderen Ende der Werkbank eine alte Lampe auseinander baute. „Der Tisch fällt morgen aus“, sagte er. Samir nickte, ohne aufzusehen. „Hab ich gesehen.“ „Du wolltest doch hingehen.“ „Vielleicht.“ „Wir könnten ihn bei uns in der Werkstatt machen.“ Samir sah auf. „Was?“ „Nicht die Werkstatt. Den kleinen Nebenraum. Wir haben da zwei Stühle, einen Wasserkocher und die Tür geht auf. Von elf bis dreizehn. Nur als Ersatz.“ Samir hielt das Kabel der Lampe in der Hand. „Das ist dann nicht der Sonntagstisch.“ „Nein, aber es wäre ein offener Raum.“ „Der Sonntagstisch ist abgesagt.“ Yusuf lehnte sich gegen die Werkbank. „Ich weiss. Aber es wäre doch schade, wenn Leute vor verschlossener Tür stehen oder gar nicht wissen, wohin mit sich.“ Samir sagte nichts.

Yusuf mochte diese Art von Schweigen an seinem Bruder nicht. Es war nicht abweisend. Es war eher, als stelle Samir eine Frage, auf die Yusuf selbst kommen sollte. „Was?“, fragte Yusuf schliesslich. Samir legte das Kabel weg. „Du willst den Tisch retten.“ „Ich will nicht, dass er einfach ausfällt.“ „Er fällt nicht einfach aus. Hanna und Herr Grönert haben es gesagt. Das war doch der Plan.“ „Ein Plan kann trotzdem blöd sein.“ „Ja.“ „Und wenn jemand morgen da steht?“ „Dann steht auf dem Schild, dass es nicht stattfindet.“ „Das ist kein sehr schöner Sonntag.“ Samir sah seinen Bruder an. „Vielleicht ist ein nicht sehr schöner Sonntag nicht immer etwas, das du sofort reparieren musst.“ Yusuf nahm den Kaffee von der Werkbank. Er war kalt. „Du bist seit drei Wochen beim Tisch und klingst schon wie Hanna.“ „Das ist nicht nett.“ „Entschuldigung.“ „Und ich habe nicht gesagt, dass du nichts machen darfst.“ „Wie meinst du das?“ Samir zuckte mit den Schultern. „Du kannst einen Raum

aufmachen. Aber wenn du schreibst, der Sonntagstisch sei dann bei dir, machst du etwas anderes als einen Raum aufmachen.“ Yusuf sah wieder auf den Chat. Er wusste, dass Samir recht hatte. Es störte ihn trotzdem. Am Nachmittag schrieb Yusuf Anja eine Direktnachricht. *Ich würde morgen den Nebenraum der Werkstatt von 11–13 Uhr offen halten. Nicht als offizieller Sonntagstisch, nur falls Leute einen Ort brauchen. Kannst du das in den Chat stellen?* Anja antwortete erst nach einer Stunde. *Ich verstehe den Impuls. Aber das Ersatzangebot sollten Hanna und Herr Grönert kennen, bevor wir es öffentlich machen. Sonst sieht ihre klare Absage hinterher aus, als wäre sie nur vorläufig gewesen.* Yusuf las die Nachricht dreimal. Dann schrieb er: *Es ist doch keine Kritik an ihnen. Ich will nur nicht, dass der Raum weg ist.* Anja antwortete: *Ich weiss. Aber ein sichtbarer Ausfall ist nicht dasselbe wie ein unerträgliches Loch. Bitte warte, bis wir morgen kurz zusammensitzen. Ich habe Hanna geschrieben.* Yusuf steckte das Telefon weg. Samir sah nicht hoch. „Sie hat nein gesagt?“ „Sie hat ‚bitte warte‘ gesagt.“ „Das ist eine Form von nein.“ „Das weiss ich selbst.“ Am Sonntag um zehn Uhr dreissig standen sie trotzdem vor dem Treffpunkt Uferstrasse 8. Yusuf hatte Samir nichts davon erzählt. Nicht, weil es geheim sein sollte. Eher weil er selbst nicht wusste, ob er nur nachsehen wollte, ob das Schild noch hing, oder ob er hoffte, Anja würde am Ende doch sagen, sie könnten die Tür aufschliessen. Es regnete nicht. Der Platz war grau, aber trocken. Vor dem Schaufenster stand eine Frau mit einer Stofftasche. Sie las das Schild, langsam und zweimal. Dann stellte sie die Tasche ab. Yusuf kannte sie nicht.

Sie sah nicht aus, als warte sie auf jemanden. Sie sah auch nicht aus, als wolle sie einfach nach Hause gehen. Sie stand nur da. Yusuf spürte, wie sein Entschluss wieder in ihm aufstand. Nebenraum.

Wasserkocher. Ein Zeichen im Chat. Es wäre so einfach. Die Frau drehte sich um und sah ihn an. „Wissen Sie, wann es wieder ist?“ Yusuf zeigte auf den zweiten Satz. „Bis Mittwoch steht es da.“ Sie nickte. „Okay.“ Er wartete auf Ärger. Auf Enttäuschung. Auf die Frage, warum ein Raum, der Sonntage versprach, ausgerechnet sonntags geschlossen war. Stattdessen sagte sie: „Dann weiss ich Bescheid.“ Sie nahm ihre Tasche und ging Richtung Marktplatz. Yusuf sah ihr nach. Es fühlte sich nicht gut an. Aber es fühlte sich auch nicht wie eine Lüge an. Dann hörte er hinter sich Schritte. Rike und Noah kamen über den Platz. Rike hatte einen dunkelblauen Schirm unter dem Arm, obwohl der Himmel trocken war. Noah trug keine Tassen, keinen Schlüssel und keinen Karton. Yusuf bemerkte es sofort. „Ihr seid auch hier“, sagte er. „Wir wollten das Gespräch nicht im Chat führen“, sagte Rike. Yusuf nickte. „Hanna und Herr Grönert?“ „Kommen gleich“, sagte Noah. Anja kam von der anderen Seite, den Schlüsselbund in der Hand. Sie blieb vor der Tür stehen und las das Schild, obwohl sie es selbst gesehen hatte, als es aufgehängt wurde. „Es hängt noch“, sagte sie. „Sehr stabil“, sagte Yusuf. „Das ist das Klebeband von Herrn Grönert.“ Hanna kam fünf Minuten später. Sie wirkte müde und trug ein Telefon in der Hand, dessen Bildschirm immer wieder aufleuchtete. Herr Grönert war nicht da. Anja hatte gesagt, er sei in der Untersuchung und habe ihr geschrieben: *Bitte nicht wegen mir aufschliessen. Ich wäre obnehin nicht für Tee zuständig gewesen.* Yusuf wusste nicht, ob ihn der Satz beruhigte oder ärgerte. Sie stellten sich nicht in den Raum. Sie blieben vor der Tür. Der Platz war offen, die Tür geschlossen, und niemand hatte einen Tisch, hinter dem er sich setzen konnte. „Ich habe von deinem Vorschlag erfahren“, sagte Hanna zu Yusuf. „Anja hat ihn abgelehnt.“ „Anja hat ihn vertagt.“ „Das ist sehr freundlich formuliert.“ Hanna atmete aus. „Ich wollte nicht, dass unser Ausfall

so aussieht, als hätten wir uns einfach nicht genug angestrengt.“ Yusuf sah sie an. „Das habe ich nicht gedacht.“ „Vielleicht nicht. Aber wenn eine Stunde nach unserer Absage ein neues Angebot auftaucht, denken es andere vielleicht. Oder sie denken: Es ist nie wirklich erlaubt, dass der Tisch ausfällt, solange jemand irgendwo noch Wasser kochen könnte.“ Noah sagte nichts. Rike auch nicht. Yusuf verschränkte die Arme.

„Und wenn die Leute einen Ort brauchen?“ Hanna sah auf das Schild. „Dann ist es schwer, wenn er heute nicht da ist. Das finde ich nicht gut. Aber ich finde es noch schwerer, wenn die Entscheidung, die wir sichtbar getroffen haben, sofort von einem anderen Tandem überschrieben wird.“ „Es wäre kein anderes Tandem gewesen. Samir und ich sind morgen gar nicht eingetragen.“ „Eben.“ Yusuf lachte kurz, ohne Freude. „Ihr sagt alle, der Tisch soll nicht an wenigen Leuten hängen. Und wenn jemand sich kümmert, ist es auch falsch.“ Rike spürte, wie Noah neben ihr den Kopf leicht senkte. Sie selbst kannte diesen Satz. *Wenn ich es nicht mache, wer dann?* Er hatte viele Formen. Er klang manchmal nach Fürsorge und manchmal nach Verzweiflung. Meistens war beides darin. Anja hielt den Schlüsselbund fest. „Es ist nicht falsch, dass du einen Raum öffnen willst“, sagte sie. „Die Frage ist, ob er als Ersatz für eine Entscheidung erscheinen soll, die andere Menschen getroffen und sichtbar gemacht haben.“ Yusuf sah sie an. „Das klingt sehr nach Semantik.“ „Nein“, sagte Anja. „Es ist die Frage, wem eine Zusage gehört.“ Der Satz blieb stehen. Hanna setzte sich auf die niedrige Mauer neben der Tür. „Ich kann im Moment nicht jeden Sonntag öffnen“, sagte sie. „Meine Schwester braucht mich. Das ist keine noble Ausrede und auch keine endgültige Abmeldung. Es ist gerade einfach so. Als ich das Schild aufgehängt habe, habe ich gedacht:

Wenigstens wissen die Leute es. Wenigstens warte niemand vor einer offenen Versprechung.“ Yusuf sah auf den Platz, wo die Frau mit der Stofftasche inzwischen nicht mehr zu sehen war. „Eine Frau hat eben gefragt, wann es wieder ist“, sagte er. „Sie hat nicht geschimpft. Sie ist einfach gegangen.“ „Ja“, sagte Hanna. „Das fand ich schlimmer als Schimpfen.“ Hanna nickte. „Ich auch.“ Noah trat einen Schritt vor. „Darf ich etwas sagen, ohne hier die Regelpolizei zu machen?“ „Bitte nicht die Regelpolizei“, sagte Yusuf. „Dann nur ich.“ Yusuf nickte. „Ich glaube, wir brauchen zwei verschiedene Dinge“, sagte Noah. „Erstens: Das eingetragene Tandem darf absagen, ohne dass die Absage automatisch als Versagen behandelt wird. Zweitens: Andere Menschen dürfen einen eigenen Raum anbieten, ohne so zu tun, als sei damit der Sonntagstisch heimlich doch offen.“ Rike sah Noah an. Der Satz war nicht endgültig. Aber er machte Luft. „Was heisst das praktisch?“, fragte Anja. Noah dachte nach. „Wenn Yusuf und Samir einen Werkstattraum aufmachen wollen, können sie das ankündigen. Aber nicht als Ersatzsonntagstisch. Und nicht so, dass Hanna und Herr Grönert aussehen, als hätten sie eine Verpflichtung nicht erfüllt.“ Yusuf sah zu Samir, der ein paar Schritte entfernt stand. Er war irgendwann gekommen, ohne dass Yusuf es bemerkt hatte. Die Hände steckten in seinen Jackentaschen. Er sagte nichts. Hanna schüttelte den Kopf. „Mir geht es nicht darum, dass niemand etwas anderes machen darf. Es geht darum, dass wir vorher wissen, wie wir damit umgehen. Sonst steht im Chat am Ende: Tisch fällt aus, aber hier ist die eigentliche, gute Lösung. Und dann ist die Absage wieder nur ein Fehler, den jemand reparieren muss.“ Rike nickte. „Wir könnten eine Unterscheidung sichtbar machen“, sagte sie. „Der Sonntagstisch findet nicht statt. Im Viertel gibt es ausserdem dieses unabhängige Angebot.“ Aber nur, wenn es vorher klar ist, wer es

trägt und ob es wirklich offen ist.“ Yusuf sah sie an. „Das klingt schon wieder nach einem Schild.“ „Ein bisschen“, sagte Rike. „Aber vielleicht nach einem, das zwei Dinge nicht verwechselt.“ Samir räusperte sich. Alle sahen zu ihm. „Ich wollte heute nicht in die Werkstatt“, sagte er. „Nicht, weil die Werkstatt schlecht ist. Ich bin da die ganze Woche. Wenn der Sonntagstisch ausfällt, ist das schade. Aber ein anderer Raum ist nicht automatisch derselbe Raum.“

Yusuf sah seinen Bruder an. Samir fuhr fort: „Vielleicht kannst du einen offenen Werkstattvormittag machen. Das wäre gut. Aber nicht für Leute, die eigentlich an diesen Tisch wollten. Für Leute, die in die Werkstatt wollen.“ Es war ein schlichter Satz. Er machte Yusuf kleiner und grösser zugleich. „Ja“, sagte er schliesslich. „Das verstehe ich.“ Anja setzte sich nun ebenfalls auf die Mauer. „Dann haben wir etwas gelernt, bevor wir überhaupt wieder geöffnet haben.“ „Das ist eine sehr grosszügige Bilanz“, sagte Yusuf. „Ich bin heute grosszügig.“ „Weil die Tür zu ist?“ „Weil wir vor ihr stehen und trotzdem reden.“ Hanna lächelte zum ersten Mal. Sie verabredeten keine neue Verordnung. Sie schrieben auch kein langes Regelwerk. Aber sie hielten drei Sätze fest, die Anja am Montag ins Netzwerk stellen würde: **Was künftig gilt Wozu es dient** Eine bestätigte Absage des eingetragenen Tandems bleibt sichtbar und gilt für diesen Termin.

Niemand soll vor einem unzuverlässigen Versprechen stehen; Absagen werden nicht als persönliches Versagen umgedeutet. Andere Angebote dürfen unabhängig angekündigt werden.

Engagement bleibt möglich, ohne eine fremde Zu sage zu überschreiben.

Wenn ein Angebot als Alternative erscheinen soll, wird vorher klar benannt, wer es trägt, für wen es gedacht ist und wie es kommuniziert wird.

Gute Absichten werden nicht zu stillen Konkurrenzangeboten. Yusuf las die Sätze und schüttelte den Kopf. „Das klingt wirklich nach einer kleinen Verwaltung.“ „Wir sind im Westufer“, sagte Anja. „Irgendwann passiert das.“ „Ich hoffe nur, wir bekommen keine Formulare.“ „Bitte provozier Hanna nicht.“ Hanna nahm ihr Telefon in die Hand. „Ich kann ein sehr schönes Formular machen.“ Alle lachten, auch Yusuf.

Bevor sie gingen, zog Anja den Schlüssel aus der Tasche und schloss die Tür noch einmal ab. Es war absurd. Die Tür war schon geschlossen. Aber das Geräusch machte die Entscheidung hörbar. Rike und Noah gingen anschliessend am Fluss entlang. Der Platz hinter dem Markt war leer, die Bank war nass, und am Ufer hing ein neues Schild mit einer Umleitung, die diesmal wirklich dorthin führte, wo sie versprach. „War es richtig, dass wir uns nicht früher eingemischt haben?“, fragte Noah. Rike dachte nach. „Wir haben uns eingemischt. Nur nicht entschieden.“ „Ist das ein Unterschied?“ „Heute schon.“ Noah nickte. „Ich hatte zweimal das Gefühl, ich müsste sagen: Dann macht halt den Raum auf. Dann ist es vorbei.“ „Ich weiss.“ „Und du?“ „Ich wollte zweimal sagen: Das eingetragene Tandem hat recht. Punkt.“ „Das hätte geholfen?“ „Vielleicht kurzfristig. Aber dann wäre Yusuf nur die Person gewesen, die den Rahmen nicht verstanden hat.“ „Und er hatte eine echte Sorge.“ „Ja.“ Sie gingen weiter. Der Weg war glatt, aber nicht gesperret. „Eine Absage darf also gelten“, sagte Noah. „Ja.“ „Und ein neues Angebot darf trotzdem entstehen.“ „Ja.“ „Nur nicht als heimliche Reparatur.“ Rike sah ihn an. „Du magst heute sehr klare Sätze.“ „Ich

mag, dass sie nicht von mir allein kommen.“ Sie gingen nach Hause, ohne den nächsten Sonntag zu planen. Der Tisch würde wieder öffnen. Oder auch nicht. Aber wenn er öffnete, sollte niemand behaupten können, es sei geschehen, weil eine andere Entscheidung heimlich keine Gültigkeit gehabt hatte.

Rikes Perspektive

Rike hatte auf dem Platz vor der verschlossenen Tür gemerkt, wie leicht sie Urteil mit Klarheit verwechselte. Hanna und Herr Grönert hatten rechtzeitig abgesagt. Das war wahr. Yusuf wollte den Raum nicht als Bühne für sich, sondern weil ihm die Frau mit der Stofftasche nicht aus dem Kopf ging. Auch das war wahr. Früher hätte Rike sich wahrscheinlich an die klare Seite gehalten, weil klare Seiten sich sicherer anfühlten. Eine Absage war eine Absage. Ein Plan war ein Plan. Aber Selbstorganisation bedeutete nicht, dass nur die sauberste Entscheidung zählen durfte. Sie bedeutete, dass unterschiedliche Bedürfnisse sichtbar werden konnten, ohne dass eine Seite die andere in eine Schuldrolle drängte. Rike lernte, dass ein Rahmen nicht nur vor Überforderung schützte. Er schützte auch davor, aus Hilfsbereitschaft eine Korrektur an anderen Menschen zu machen.

Noahs Perspektive

Noah hatte Yusuf verstanden, bevor er Hanna verstanden hatte. Ein geschlossener Raum fühlte sich für ihn wie ein enttäuschtes Versprechen an. Er wollte die Frau mit der Stofftasche nicht einfach gehen sehen. Er wollte, dass eine gute Idee auch dann da war, wenn es umständlich wurde.

Aber je länger sie vor der Tür standen, desto mehr begriff er, dass Verlässlichkeit nicht bedeutete, jeder Enttäuschung sofort eine Ersatzlösung entgegenzustellen. Wenn eine Absage unsichtbar gemacht wurde, lernte niemand, dass sie gelten durfte. Dann blieb jedes Nein nur ein Vorwurf an diejenigen, die es ausgesprochen hatten. Noah mochte immer noch keine geschlossenen Türen. Aber er mochte noch weniger Türen, die offen aussahen und niemandem gehörten.

Nachklang

Sichtbar geworden. Eine Absage wird erst ernst genommen, als eine gut gemeinte Alternative sie nicht heimlich ersetzen darf. **Die Reibung.** Der Wunsch, einen Sonntag zu retten, steht gegen die Aufgabe, ein Nein nicht durch Fürsorge zu überstimmen. **Offene Frage.** Woran merken wir, dass Hilfe eine Grenze achtet, statt sie nur höflicher zu umgehen?

Merksatz: Selbstorganisation braucht ein Nein, das nicht durch gute Absicht aufgehoben wird.

Dritter Teil: Orte, die verschieden bleiben

Kapitel 13: Die Einladung, die keine Vorlage war

Was an einem Ort trägt, kann an einem anderen Ort nur dann hilfreich werden, wenn es dort neu gefragt werden darf.

Szene

Der Anruf kam an einem Mittwoch um kurz nach halb vier, als Rike in der Redaktion gerade eine Aufnahme über die Schliessung eines kleinen Schreibwarenladens schnitt und Noah im Kino mit einem Mann diskutierte, der überzeugt war, die Altersfreigabe sei eine persönliche Beleidigung seiner kulturellen Reife. Rike liess das Telefon zweimal klingeln, weil auf dem Display eine Nummer aus einer Vorwahl stand, die sie nicht kannte. Beim dritten Mal ging sie ran. „Rike Ahrens?“, fragte eine Frau. „Ja.“ „Mein Name ist Beate Löffler. Ich arbeite im Nachbarschaftshaus in Hohenfeld. Frau Hagedorn aus Falken brück hat mir von Ihrem Sonntagstisch erzählt.“ Rike setzte sich gerade hin. „Von unserem kleinen Tisch?“ „So klein scheint er nicht zu sein, wenn eine Verwaltungsmitarbeiterin ihn erwähnt.“ „Frau Hagedorn erwähnt oft Dinge, die vorerst nur an einer richtigen Tür hängen müssen.“ Beate Löffler lachte. „Das klingt sehr nach ihr. Ich rufe an, weil wir hier ein altes Ladenlokal am Bahnhof haben. Sonntags ist fast alles zu. Einige Leute aus dem Viertel möchten einen offenen Ort schaffen. Keinen Kurs, kein Frühstück projekt, keine Beratungsstelle. Jemand hat das Wort Sonntagstisch in die Runde geworfen. Ich wollte fragen, ob Sie uns sagen können, wie das geht.“ Rike sah auf die Wellenform am Bildschirm. Eine Stimme sprach gerade über die Miete, über zwei Generationen hinter dem Tresen und darüber, dass ein Laden manchmal verschwinde, bevor jemand beschlossen habe, ihn zu vermissen. „Ich kann Ihnen sagen, wie es bei uns geht“, sagte sie. „Oder genauer: wie es bei uns gerade versucht wird. Aber ich glaube nicht, dass wir Ihnen sagen können, wie es bei Ihnen gehen muss.“ Am anderen Ende entstand eine kurze Pause. „Das ist möglicherweise die vernünftigste Antwort, die ich

heute bekommen habe“, sagte Beate. „Und ich hatte schon drei Gespräche mit einem Förderverein.“ Rike schrieb ihre Mailadresse auf einen Zettel. „Wenn Sie möchten, können wir nächste Woche telefonieren. Mit Noah, Anja und vielleicht zwei Menschen, die den Tisch tatsächlich mittragen. Aber wir würden Ihnen eher Fragen schicken als ein Konzept.“ „Fragen sind gut“, sagte Beate. „Wir haben viele Antworten, die nicht passen.“ Als Rike auflegte, blieb sie einen Moment vor dem Bildschirm sitzen. In ihrem Kopf stand das Wort **Hohenfeld** plötzlich neben Falkenbrück wie ein leerer Rahmen. Sie sah einen Bahnhof, den sie nicht kannte. Menschen, die sie nicht kannte. Ein Ladenlokal, das vielleicht zwei Fenster hatte oder fünf. Eine Frau namens Beate, die freundlich klang und vermutlich schon zehn Ideen gleichzeitig gegen Haushaltspläne verteidigen musste. Sie hatte Lust, etwas Gutes daraus zu machen. Genauer: Sie hatte Lust, eine klare, schöne Seite zu schreiben, auf der stand, was ein Sonntagstisch war. Mit Überschriften. Mit einer kurzen Geschichte. Mit den richtigen Sätzen. Sie würde die Tür erklären, den freien Rand, die sichtbare Absage, die Tandems, die Beobachtung vor der Deutung. Sie würde alles so sorgfältig ordnen, dass niemand in Hohenfeld die Umwege gehen musste, die sie in Falkenbrück gegangen waren. Der Gedanke fühlte sich für einen Moment wie Grosszügigkeit an. Dann wie Besitz.

Am Abend erzählte sie Noah davon. Sie sassen am Küchentisch, diesmal ohne Kinokarten unter der Kanne. Auf dem Tisch lagen zwei Teller mit zu weicher Pasta und ein Notizzettel, auf dem Noah mit Filzstift die Worte **Hohenfeld – Videocall?** geschrieben hatte. „Das ist gut“, sagte er. „Das ist wirklich gut.“ Rike rieb sich über die Stirn. „Es kann auch gefährlich gut sein.“ „Weil?“ „Weil ich sofort eine Anleitung schreiben will. Und weil du vermutlich sofort eine

Präsentation machen willst.“ Noah schwieg zwei Sekunden zu lange. „Ich habe schon überlegt, ob wir eine Folie mit den Tandems brauchen.“ Rike lächelte. „Siehst du.“ „Es wäre eine gute Folie.“ „Das glaube ich sogar.“ Noah legte die Gabel hin. „Was wäre denn falsch daran, wenn wir etwas teilen, das funktioniert?“ Rike sah ihn an. „Es funktioniert bei uns nicht einmal immer.“ „Aber es gibt Dinge, die tragen. Die Absagen. Die Tafel. Der Satz, dass man wiederkommen darf.“ „Ja. Aber sie tragen, weil Anja einen Schlüssel hat, weil Herr Grönert Klebeband besitzt, weil Yusuf manch mal zu schnell helfen will und Samir uns widerspricht. Wir können nicht so tun, als wären das Module.“ Noah dachte nach. „Dann erzählen wir genau das.“ „Was? Dass sie einen Herrn Grönert brauchen?“ „Nein. Dass sie ihre eigenen Herr-Grönert-Fragen finden müssen.“ Rike sah ihn an. „Das ist entweder sehr klug oder sehr unbrauchbar.“ „Ich kann mit beidem leben.“ Am Sonntag trafen sie sich im Nachbarschaftsraum. Anja hatte den Videocall vorbereitet, was bedeutete, dass ein Laptop auf dem Tisch stand, dessen Kamera so niedrig eingestellt war, dass man auf dem Bildschirm vor allem Tassen und die Unterseite von Yusufs Kinn sah. „Das ist intim“, sagte Noah. „Das ist technisch“, sagte Anja. „Das schliesst sich nicht aus“, sagte Yusuf. Samir sass am Fenster und hatte zugestimmt, dazuzukommen, allerdings nur unter der Bedingung, dass niemand ihn als „junge Perspektive“ vorstellte. „Ich bin eine Person, die manchmal kommt“, hatte er gesagt. „Das ist eine hervorragende Beschreibung“, hatte Rike geantwortet. Hanna kam mit einem Ordner. Sie stellte ihn demonstrativ auf den Boden. „Ich habe heute keine Materialien vorbereitet.“ Yusuf sah auf den Ordner. „Das ist das glaubwürdigste Unvorbereitetsein, das ich je gesehen habe.“ Der Bildschirm flackerte. Dann erschien Beate Löffler. Neben ihr saßen zwei weitere Menschen: ein Mann mit silbernem Bart, der sich als

Cem vorstellte und im Hohenfelder Jugendhaus arbeitete, und eine Frau namens Friederike, die im Bahnhofsladen einen kleinen Reparaturservice für Kleidung betrieb. Hinter ihnen stand ein leerer Raum mit hohen Fenstern und einer Kiste voller zusammengerollter Teppiche. „Willkommen nach Hohenfeld“, sagte Beate. „Oder zumindest in unseren Hinterraum.“

„Willkommen nach Falkenbrück“, sagte Anja. „Oder zumindest auf Tischhöhe.“ Beate lächelte. „Wir haben eine sehr konkrete Frage: Was müssen wir tun, damit wir nicht nach zwei Sonntagen wieder aufhören?“ Noah öffnete den Mund. Rike spürte es, noch bevor er sprach. Es war kein falscher Impuls. Es war nur der Moment, in dem eine Frage sich anbot wie eine leere Karte, die man endlich beschriften durfte. „Darf ich die Frage leicht verschieben?“, sagte Rike. Beate nickte. „Bitte.“ „Vielleicht nicht: Was müssen Sie tun, damit Sie nicht aufhören? Sondern: Was müsste bei Ihnen passieren, damit ein offener Sonntag tragen darf – und woran würden Sie merken, dass er eine Pause braucht?“ Cem lehnte sich vor. „Das ist weniger beruhigend.“ „Das war bei uns auch nicht beruhigend“, sagte Yusuf. „Aber hilfreicher als sich vorher Dauer zu versprechen“, ergänzte Anja. Rike sah, wie Beate etwas notierte. „Wir haben hier jeden Sonntag Leute am Bahnhof“, sagte Friederike. „Jugendliche, die auf Züge warten, ältere Menschen, die einfach nicht nach Hause wollen, Eltern mit Kindern. Wir wollen keinen Raum aufmachen, der so tut, als seien alle dieselbe Gruppe.“ „Dann ist das vielleicht Ihre erste Frage“, sagte Samir. Alle sahen zu ihm. Er zog die Schultern hoch. „Nicht: Wen wollen wir erreichen? Sondern: Wer ist schon da, und was verlangt der Ort von ihnen? Am Bahnhof ist Warten etwas anderes als bei uns am Fluss.“ Cem nickte langsam. „Das stimmt.“ „Und vielleicht wollen manche gar nicht an einen

Tisch“, sagte Samir. „Vielleicht wollen sie Steckdosen, eine Toilette oder nur einen Ort, wo niemand sie wegschickt.“ Friederike lachte leise. „Das klingt erschreckend realistisch.“ „Ich war mal jung“, sagte Yusuf. „Du bist dreiunddreissig“, sagte Samir. „Eben.“ Die Stimmung löste sich. Nicht in Begeisterung. Eher in die Erlaubnis, über etwas Konkretes nachzudenken. Hanna zog den Ordner näher, öffnete ihn aber noch nicht. „Bei uns war die wichtigste Frage am Anfang: Wer hat den Schlüssel?“, sagte sie. „Nicht als Metapher. Wirklich. Wer kann aufschliessen, wer kann absagen, wer antwortet, wenn die Tür klemmt? Das klingt banal, aber es entscheidet darüber, ob eine Einladung glaubwürdig ist.“ Cem sagte: „Unser Schlüssel liegt beim Jugendhaus. Das ist sonntags meist zu.“ Beate sah ihn an. „Dann ist das vielleicht keine Kleinigkeit.“ „Nein“, sagte Rike. „Und genau deshalb sollten wir Ihnen nicht sagen, dass Sie einfach einen Sonntagstisch machen. Vielleicht brauchen Sie zuerst eine andere Form. Oder eine andere Zeit. Oder einen Ort, der nicht nach einem Tisch aussieht.“ Noah sah auf den Bildschirm. „Wir können Ihnen vielleicht schicken, was wir uns bei unseren Testsonntagen gefragt haben“, sagte er. „Aber nicht als Checkliste, die Sie abhaken müssen.“

„Wie denn dann?“, fragte Friederike. Noah dachte nach. „Als Karte mit leeren Stellen.“ Rike sah ihn an. Er fuhr fort: „Bei uns stehen dann nicht Antworten wie: ‚Machen Sie Tandems.‘ Sondern Fragen wie: ‚Wer kann hier zuverlässig öffnen, ohne dass es an einer Person hängt?‘ Oder: ‚Woran merkt jemand schon draussen, ob der Raum heute wirklich offen ist?‘ Und: ‚Was kann dieser Ort anbieten, ohne so zu tun, als könnte er alles lösen?‘“ Beate lächelte. „Eine Karte mit leeren Stellen. Das könnte ich im Förderverein tatsächlich verteidigen.“ „Das ist ein Satz, der zugleich hoffnungsvoll und

bedrohlich ist“, sagte Yusuf. „Wir arbeiten daran“, sagte Beate. Als der Call nach einer Stunde endete, blieb der Laptop offen. Auf dem Bildschirm sah man nur noch das Fenster des Hohenfelder Hinterraums. Eine Person ging im Hintergrund vorbei und stellte einen Stapel Stühle an die Wand. Dann wurde der Bildschirm schwarz. „Das war gut“, sagte Noah. „War es auch eine Präsentation?“, fragte Rike. „Knapp verhindert.“ Hanna hatte inzwischen den Ordner geöffnet. „Ich habe eine Anmerkung.“ Yusuf stöhnte gespielt. „Die Karte mit den leeren Stellen braucht trotzdem eine Form. Sonst wird sie nur ein Gespräch, das niemand später wiederfindet.“ Rike nickte. „Ja.“ Noah sah zu ihr. „Willst du sie machen?“ Die Frage war so klein, dass sie früher leicht über sie hinweggegangen wäre. Rike hätte gesagt: *Klar, ich mach das*. Weil sie schreiben konnte. Weil sie wusste, wie man Fragen auf eine Seite bekam. Weil ein unfertiges Dokument ihr stärker zusetzte als einem gesunden Menschen zumutbar war. Diesmal spürte sie den Satz, bevor er sich in eine Zusage verwandelte. „Ich möchte sie nicht allein machen“, sagte sie. „Ich kann gestalten. Aber die Fragen gehören nicht mir.“ Anja nickte. „Dann machen wir einen Nachmittag dafür. Mit den Menschen, die hier den Tisch wirklich tragen. Und vielleicht schicken wir Hohenfeld danach nicht die Karte, sondern sagen: ‚Das ist unsere. Eure wird anders aussehen müssen.‘“ Noah lehnte sich zurück. „Das ist weniger elegant.“ „Aber ehrlicher“, sagte Rike. Samir sah wieder aus dem Fenster. „Und wenn Hohenfeld ihre Karte gemacht hat, schicken sie uns vielleicht eine Frage zurück, die wir hier nie gestellt hätten.“ Eine Weile sagte niemand etwas. Dann nahm Yusuf die Thermoskanne und stellte fest, dass sie leer war. „Das ist die wahre Lektion über Reichweite“, sagte er. „Irgendwann muss jemand neuen Tee machen.“ Anja stand auf. „Heute bist du nicht eingeteilt.“ „Ich weiss.“

„Dann darf die Kanne leer sein.“ Yusuf stellte sie zurück. Der Raum wurde still. Nicht wie nach einem gelungenen Gespräch. Eher wie nach einem Gespräch, das nicht fertig sein musste, um etwas in Bewegung gesetzt zu haben. Am Abend gingen Rike und Noah am Fluss entlang. Der Uferweg war wieder geöffnet. Die alte Umleitungstafel war abgebaut, nur an der Mauer sah man noch einen helleren Fleck, wo sie gehangen hatte. „Ich dachte, über Falkenbrück hinaus wäre grösser“, sagte Noah. „Vielleicht ist es nicht grösser“, sagte Rike. „Vielleicht ist es nur weiter weg.“ „Das ist fast dasselbe.“ „Nicht, wenn man versucht, etwas hinzuschicken.“ Noah lächelte. „Und was schicken wir?“ Rike dachte an Hohenfeld, den Bahnhof, die Teppiche, die Menschen, die vielleicht eine Steckdose brauchten und keinen Sonntagsstuhl. „Fragen“, sagte sie. „Und die Erlaubnis, andere Antworten zu haben.“ Noah nahm ihre Hand. Sie gingen weiter, ohne sich vorzunehmen, wie viele Orte ihre Karte irgendwann erreichen sollte.

Rikes Perspektive

Die Anfrage aus Hohenfeld hatte Rike zunächst gefreut, weil sie etwas bestätigte. Nicht sie persönlich. Das sagte sie sich jedenfalls. Eher die Möglichkeit, dass ein kleiner Raum in Falkenbrück eine Spur hinterlassen konnte. Dann merkte sie, wie schnell Bestätigung in Vereinfachung kippte. Sobald jemand fragte, wie es gehe, wollte Rike die Geschichte ordentlich machen. Sie wollte den Anfang, die Konflikte, die Tandems und die Sätze so anordnen, dass aus den vielen unordentlichen Sonntagen eine nachvollziehbare Methode wurde. Aber die Unordnung war kein Fehler der Geschichte. Sie war Teil ihres Respekts. Der Tisch hatte getragen, weil Menschen vor Ort Fragen stellen, absagen, widersprechen und neu entscheiden konnten. Eine fertige Vorlage hätte diese Arbeit unsichtbar gemacht. Rike lernte, dass Weitergabe nicht bedeutet, die eigene Erfahrung zu vergrössern. Sie bedeutet, so viel Platz zu lassen, dass eine andere Erfahrung entstehen kann.

Noahs Perspektive

Noah hätte gern eine grosse Sache daraus gemacht. Nicht aus Eitelkeit allein. Er wollte, dass die Sonntage, die Tassen, die abgesagten Termine und die Diskussionen vor verschlossenen Türen irgendwann zeigten: Es hatte sich gelohnt, nicht alles sofort zu retten. Hohenfeld klang wie eine Chance. Ein anderer Ort, der ihren Tisch brauchte. Vielleicht nicht exakt ihren Tisch, aber etwas, das von ihm ausging. Im Gespräch begriff Noah, dass Reichweite nicht nur bedeutete, dass ein Wort weitergetragen wurde. Sie bedeutete auch, dass man es unterwegs verändern liess. Ein Bahnhof brauchte vielleicht keinen leisen Sonntagstisch. Er brauchte andere Zeiten, andere Regeln, andere Menschen mit Schlüsseln. Das machte die Sache weniger spektakulär. Aber sie wurde dadurch nicht kleiner. Sie wurde nur weniger abhängig von ihm.

Nachklang

Sichtbar geworden. Die Anfrage aus Hohenfeld führt nicht zu einer Vorlage, sondern zu einer Karte mit bewusst freien Feldern.

Die Reibung. Falkenbrück könnte seine Erfahrung als Modell ausgeben und damit gerade die Ortsfrage verdecken, aus der sie entstanden ist. **Offene Frage.** Was muss ein neuer Ort selbst herausfinden, weil es nicht von aussen geliefert werden kann?

Merksatz: Eine Erfahrung wird grösser, wenn sie anderen Orten ihre eigenen Fragen zurückgibt.

Kapitel 14: Der Raum zwischen den Zügen

Ein offener Ort muss nicht wie ein anderer aussehen, um dieselbe Würde zu schützen.

Szene

Der erste Hohenfelder Sonntag begann mit einem Zug, der achtzehn Minuten Verspätung hatte, und mit einer Steckdose, die ausgerechnet dann nicht funktionierte, als Cem versuchte, den Wasserkocher anzuschliessen. Beate Löffler stand im ehemaligen Bahnhofsladen und hielt einen Schlüsselbund in der einen, einen Zettel in der anderen Hand. Auf dem Zettel standen vier Fragen, die sie aus Falkenbrück übernommen und eigen händig umgeschrieben hatte: **Woran erkennt man draussen, ob wir heute wirklich offen sind? Was kann dieser Ort anbieten, ohne mehr zu versprechen? Wer entscheidet, wenn etwas nicht wie geplant läuft? Was muss hier niemand erklären?**

Unter der letzten Frage hatte sie mit Bleistift ergänzt: *Auch nicht, warum er auf einen Zug wartet.*

Der ehemalige Laden lag im kleinen Bahnhofsgebäude zwischen einem Kiosk, der sonntags nur Kaffee aus einem Automaten verkaufte, und einem Reisebüro, dessen Schaufenster seit Jahren mit Plakaten von Orten beklebt war, zu denen niemand aus Hohenfeld fuhr. Durch die hohen Fenster sah man Gleis zwei. Dahinter standen Birken, ein Supermarkt und ein Parkplatz, der die Farbe von altem

Kaugummi hatte. Es gab keinen langen Holztisch. Stattdessen hatte Friederike drei robuste Bänke an die Wand gestellt, vier Stühle um einen niedrigen Tisch gruppiert und neben der Tür eine kleine Leiste mit vier Steckdosen montiert. Cem hatte ein Schild an das Fenster gehängt: **WARTERAUM AM SONNTAG 12–15 UHR Sitzen. Laden. Lesen. Reden. Warten. Du musst nichts erklären.**

„Zu viele Verben?“, fragte Cem. Beate las das Schild noch einmal. „Nein“, sagte sie. „Hier wartet niemand nur auf sich selbst.“

Friederike kam aus dem Hinterraum, wo sie mit einem Verlängerungskabel kämpfte. „Die Steckdose links ist tot“, sagte sie. „Aber die Leiste geht. Wenn wir Wasser kochen, fliegt vielleicht die Sicherung.“ „Dann kein Wasserkocher“, sagte Beate. „Aber Tee?“ „Wir haben Leitungswasser.“ Cem sah sie an. „Das wird der unromantischste offene Raum in ganz Nordhessen.“ „Wir sind nicht in Nordhessen“, sagte Friederike. „Dann ist es wenigstens unromantisch ohne regionale Zuordnung.“

Um zwölf Uhr zwölf kam ein Junge herein, vielleicht siebzehn, mit einem Rucksack, einer Kappe und einem Handy, dessen Akkuanzeige rot blinkte. Er blieb vor dem Schild stehen, las es und sah auf die Steckdosen leiste. „Kann ich da laden?“, fragte er. „Ja“, sagte Cem. „Kostet das was?“ „Nein.“ Der Junge sah ihn an, als erwarte er einen Nachsatz. Als Cem keinen lieferte, setzte er sich auf die Bank am Fenster, steckte sein Kabel ein und zog die Kapuze herunter. Beate wollte fragen, wohin er fahre. Sie wollte wissen, ob er auf einen Zug wartete, ob er aus der Stadt kam, ob er die Verspätung auf der Anzeigetafel gesehen hatte. Dann erinnerte sie sich an ihren eigenen Satz: *Auch nicht, warum er auf einen Zug wartet.* Sie stellte

eine Karaffe Wasser auf den kleinen Tisch. Der Junge nahm sich nichts. Zwölf Minuten später kam eine Frau mit einem Kinderwagen herein. Neben ihr lief ein Mädchen mit rotem Ranzen, obwohl sonntags keine Schule war. Die Frau sah in den Raum, auf die Bänke, die Steckdosen, das Schild. „Ist das hier für Reisende?“, fragte sie. „Für Menschen, die gerade einen Ort brauchen“, sagte Friederike. Die Frau nickte. „Dann brauchen wir ihn vielleicht zehn Minuten.“ „Das ist in Ordnung“, sagte Beate. Das Mädchen setzte sich sofort auf den Boden, zog ein Malheft aus dem Rucksack und sagte: „Hier ist es wärmer als draussen.“ Cem ging zur Heizung. Sie war aufgedreht, aber sie tat so, als habe sie davon nichts gehört. Der Junge am Fenster sah auf sein Handy. Es lud. Die Frau mit dem Kinderwagen nahm einen Zettel von der kleinen Ablage. Darauf stand: **Heute ist offen bis 15 Uhr. Wenn sich das ändert, steht es hier und an der Tür.**

„Wer macht das hier?“, fragte sie. Beate hielt kurz inne. Die Frage war schlicht. Aber sie wusste, dass in ihr mehrere Dinge steckten: Wer ist da? Wer haftet? Wer kennt sich aus? Wer verschwindet wieder, wenn es kompliziert wird? „Heute wir drei“, sagte sie. „Und es gibt eine kleine Gruppe aus dem Viertel, die die nächsten Termine verteilt. Wir sagen sichtbar, wenn wir nicht öffnen können.“ Die Frau nickte. Sie fragte nicht weiter. Um zwölf Uhr vierzig fuhr der verspätete Zug ein. Der Junge am Fenster stand auf, zog sein Kabel aus der Leiste und schaute auf die Anzeigetafel. „Der nächste nach Kassel?“, fragte er. Cem sah auf den Fahrplan, der an der Wand hing. „Gleis zwei. In vier Minuten.“ Der Junge nickte. Dann zögerte er. „Kann ich das Kabel hierlassen? Ich hole es später. Ich wohne da hinten.“ Cem sagte: „Wir schliessen um drei. Danach ist niemand mehr da.“ „Ah.“ „Du kannst es mitnehmen oder nachher

wiederkommen. Aber wir können nicht versprechen, dass es hier bleibt.“

Der Junge sah die Steckdose an. „Ist okay.“ Er wickelte das Kabel zusammen und ging. Beate sah ihm nach. In ihr regte sich die alte Idee, man könne einen kleinen Gegenstand doch aufheben. Ein Kabel war kein grosses Risiko. Ein Kabel war Vertrauen. Ein Kabel war vielleicht eine Geste. Dann sah sie die drei Menschen im Raum, die gerade da waren, und die Abwesenheit derjenigen, die später aufschliessen oder nicht aufschliessen würden. „Gut, dass du das klar gesagt hast“, sagte sie zu Cem. Cem zuckte die Schultern. „Ich wollte nicht unfreundlich sein.“ „Warst du nicht.“ „Ich wollte nur nicht, dass ein Kabel morgen die einzige Person ist, auf die hier jemand wartet.“ Beate lächelte. Um kurz nach eins fiel die Sicherung. Es war kein dramatischer Stromausfall. Der Wasserkocher hatte einfach, entgegen der Vereinbarung, doch seinen Weg in die Steckdose gefunden, weil Friederike geglaubt hatte, dass ein Raum mit Wasserkocher freundlicher wirke. Die Leiste ging aus. Das Licht im hinteren Teil flackerte. Der Junge mit dem Handy war schon weg, aber die Frau mit dem Kinderwagen blickte auf. „Ist alles okay?“, fragte sie. Friederike stand mit dem Wasserkocher in der Hand da wie mit einem Beweisstück. „Der Wasserkocher war zu optimistisch“, sagte sie. Cem lachte. Beate nicht sofort. Dann doch. „Die Steckdosen sind gerade nicht verfügbar“, sagte sie zu der Frau. „Das Licht bleibt an. Wenn wir die Sicherung wieder einschalten, geben wir Bescheid. Aber wir wissen noch nicht, ob die Leiste dann wieder funktioniert.“ „Mein Handy hat noch genug“, sagte die Frau. „Dann ist es heute vielleicht nur ein Warteraum ohne Laden“, sagte das Mädchen vom Boden. Niemand hatte ihr gesagt, dass sie mitreden sollte. Niemand hatte ihr gesagt, dass sie nicht durfte.

Friederike ging zum Sicherungskasten. Cem stellte den Wasserkocher weg. Beate nahm einen Filzstift und schrieb auf das kleine Blatt an der Ablage: **Die Steckdosen sind heute vorübergehend nicht nutzbar. Wir prüfen bis Mittwoch, was nötig ist.**

Darunter schrieb sie nicht: *Entschuldigung für die Unannehmlichkeiten*. Nicht, weil es keine Unannehmlichkeit war. Sondern weil der Satz so klang, als könne er ersetzen, was gerade nicht ging. Als Friederike nach fünf Minuten zurückkam, funktionierten das Licht und die Steckdosenleiste wieder. Der Wasserkocher blieb im Hinterraum. „Ich habe mit ihm gesprochen“, sagte sie. „Mit dem Sicherungskasten?“, fragte Cem. „Er hat klare Grenzen.“ „Das ist in diesem Raum offenbar ansteckend“, sagte Beate. Gegen zwei Uhr kam ein älterer Mann mit einem zerknitterten Fahrplan herein. Er setzte sich nicht hin. Er ging langsam durch den Raum, betrachtete die Steckdosen, die Bänke, das Schild. „Ist das jetzt eine Beratungsstelle?“, fragte er. „Nein“, sagte Beate. „Ein Café?“

„Nein.“ „Ein Jugendtreff?“ Cem öffnete den Mund. Beate sagte: „Heute ist es ein Warteraum.“ Der Mann sah sie an. „Nur ein Warteraum?“ „Ein Warteraum kann viel sein“, sagte das Mädchen auf dem Boden. Die Mutter legte ihr die Hand auf die Schulter. Der Mann dachte nach. Dann setzte er sich auf die Bank am Fenster. Er sprach mit niemandem. Nach einer Viertelstunde stand er auf, faltete den Fahrplan zusammen und ging wieder. Als um drei Uhr die Tür geschlossen wurde, waren acht Menschen im Raum gewesen. Nicht alle gleichzeitig. Nicht alle lange. Einige hatten geladen, gewartet, gelesen oder gesprochen. Eine Steckdose hatte versagt. Ein Wasserkocher war in seine Grenzen verwiesen worden.

Die Heizung hatte sich kaum verbessert. Beate hatte auf dem Papier nur drei Beobachtungen notiert: • Steckdosen sind wichtig; der Wasserkocher nicht gleichzeitig. • Das Schild wird verstanden, wenn es konkret bleibt. • Menschen nutzen den Raum unterschiedlich, ohne dass wir wissen müssen, warum. Am Abend telefonierte sie mit Rike und Noah. „Ihr hattet recht“, sagte Beate. Rike lehnte sich am Küchentisch zurück. „Das klingt nach einem Satz, vor dem ich Angst habe.“ Beate lachte. „Nicht so, wie ihr denkt. Ihr hattet recht, dass wir keinen Sonntagsstisch gebraucht haben. Wir brauchten einen Warteraum. Mit Steckdosen.“ Noah fragte: „Und war es gut?“ Beate dachte kurz nach. „Es war ein erster Sonntag.“ Rike und Noah sahen einander an. „Das nehmen wir“, sagte Rike. Beate fuhr fort: „Wir haben euren Satz nicht benutzt. Wir haben keine Karte aufgehängt. Aber wir haben verstanden, dass die Frage nicht lautet: Wie machen wir Falkenbrück bei uns? Sondern: Was müssen Menschen hier nicht erklären, bevor sie sich setzen dürfen?“ Noah sagte: „Das ist eine gute Frage.“ „Sie ist noch keine Antwort“, sagte Beate. „Das ist wahrscheinlich ein gutes Zeichen“, sagte Rike. Draussen in Falkenbrück war es längst dunkel. Rike sah auf den Zettel mit den leeren Stellen, der noch immer an ihrem Kühlschrank hing. Neben einer Frage hatte jemand aus Hohenfeld einen neuen Satz ergänzt: **Was braucht dieser Ort, damit Warten nicht wie Weggeschickt werden aussieht?**

Rike strich nicht darüber. Sie schrieb ihn auch nicht ab. Sie liess ihn dort stehen, wo eine Frage stehen durfte, wenn sie noch nicht fertig war.

Rikes Perspektive

Rike hatte beim Telefonat mit Beate zuerst erleichtert reagiert, als Hohenfeld etwas ganz anderes gemacht hatte. Kein Tisch, kein Tee, keine Tandems im selben Sinn. Ein Warteraum am Bahnhof, drei Stunden am Sonntag, Bänke und Steckdosen.

Dann merkte sie, dass Erleichterung zu schwach war. Es war eher Freude über eine Verweigerung: Hohenfeld hatte ihre Erfahrung nicht klein gemacht, indem es sie nicht kopierte. Es hatte sie ernst genommen, indem es die eigene Lage ernster nahm. Der Satz über das Warten blieb Rike im Kopf. In Falkenbrück war Warten oft die Zeit zwischen einer offenen Tür und einem vielleicht möglichen Gespräch gewesen. In Hohenfeld war Warten in Fahrpläne, Anschlüsse, Kinderwagen, Akkus und geschlossene Kioske eingeschrieben. Dieselben Fragen konnten andere Schwere haben.

Noahs Perspektive

Noah hatte sich vorgestellt, Hohenfeld würde ein Foto schicken: ein Schild, ein Tisch, vielleicht eine Thermoskanne. Etwas, das er zeigen und erkennen konnte. Stattdessen hörte er von Steckdosen, einer Sicherung und einem Jungen, der sein Kabel wieder mitnahm. Zuerst empfand er das als enttäuschend. Nicht weil es schlecht war. Weil es nicht aussah wie die Geschichte, die er gern weitererzählt hätte. Dann begriff er, dass genau darin die gute Nachricht lag. Hohenfeld brauchte nicht seine Bilder. Es brauchte eine eigene Tür, eine eigene Zeit, eigene Menschen, die wussten, wann sie aufschliessen und was sie nicht versprechen konnten. Vielleicht war Reichweite nicht das Wiedererkennen eines Formats. Vielleicht war sie das Wiedererkennen einer Haltung in einer fremden Gestalt.

Nachklang

Sichtbar geworden. Der Warteraum zwischen den Zügen nimmt dieselbe Haltung auf, ohne Falkenbrück zu wiederholen. **Die**

Reibung. Hohenfeld braucht keinen Tisch, sondern eine Form für Übergänge, knappe Zeit und Menschen, die weiter müssen. **Offene**

Frage. Welche Gestalt kann Offenheit annehmen, wenn ein Ort vor allem ein Dazwischen ist?

Merksatz: Eine Haltung kann reisen, wenn sie bereit ist, am neuen Ort anders auszusehen.

Kapitel 15: Das Gespräch ohne gemeinsamen Namen

Zusammenarbeit beginnt nicht damit, dass alle dieselben Worte benutzen. Sie beginnt damit, dass Unterschiede nicht als Fehler behandelt werden müssen.

Szene

Drei Wochen nach dem ersten Hohenfelder Sonntag lag auf dem Küchentisch von Rike und Noah ein Videocall-Link, drei Ausdrucke und eine Schüssel mit Aprikosen, die Noah gekauft hatte, weil er behauptete, ein überregionales Gespräch brauche Obst. „Warum?“, fragte Rike. „Weil Tee zu sehr Falkenbrück ist.“ „Tee ist keine Stadt.“ „Nach unseren letzten Monaten bin ich mir nicht mehr sicher.“ Auf dem ersten Ausdruck stand **Falkenbrück: Sonntagstisch**. Auf dem zweiten **Hohenfeld: Warteraum am Sonntag**. Auf dem dritten **Lindenau: Offenes Foyer**. Lindenau war neu hinzugekommen. Beate hatte von dem kleinen Ort erzählt, dessen Gemeindehaus sonntags eigentlich geschlossen war, dessen Foyer aber an zwei Nachmittagen im Monat von einem Chor geöffnet wurde. Dort stand kein Tisch und es gab keine Steckdosenleiste. Dafür eine Garderobe, einen Wasserspender und einen Mann namens Klaus, der beim Aufschliessen immer zuerst die Heizung kontrollierte und dann behauptete, Menschen würden sich schon melden, wenn sie frierten. Beate hatte gefragt, ob die drei Orte einmal miteinander reden wollten. „Nicht als Netzwerk“, hatte sie hinzugefügt. „Das Wort ist schon da“, hatte Noah gesagt. „Nicht als Netzwerk mit Logo“, hatte Beate präzisiert. Jetzt saßen Rike und Noah am Küchentisch. Anja, Hanna, Yusuf und Samir waren über ihre Geräte zugeschaltet. Beate, Cem und Friederike saßen in Hohenfeld vor einer Steckdosenleiste, die diesmal sichtbar funktionierte. Aus Lindenau erschienen Klaus, eine junge Chorleiterin namens Mira und Frau Falk, die den Wasserspender betreute und ihn einen „zivilisatorischen Mindeststandard“ nannte. Der Bildschirm bestand aus neun kleinen Rechtecken. In einem war zu viel Decke zu sehen, in einem anderen nur ein Ohr. Rike fand das

beruhigend. Es war schwer, aus neun falschen Kamerawinkeln eine Hochglanzgeschichte zu machen. Beate begrüßte alle. „Wir wollten nicht darüber sprechen, wie wir grösser werden“, sagte sie. „Sondern darüber, was wir gerade merken.“ „Das klingt viel gefährlicher“, sagte Yusuf. „Warum?“ „Weil man dann ehrlich sein muss.“ Klaus räusperte sich. „In Lindenau merken wir, dass sonntags mehr Leute ins Foyer kommen, wenn es kalt ist.“ „Das ist sehr ehrlich“, sagte Mira. „Und dass die meisten nicht reden wollen. Einige setzen sich nur hin, weil der Bus zum Krankenhaus alle zwei Stunden fährt.“ Cem nickte. „Das kennen wir. Bei uns kommen Menschen wegen der Züge, aber sie bleiben manchmal auch, wenn der Zug längst weg ist.“ „Bei uns bleibt Herr Grönert, weil die Uhr falsch geht“, sagte Anja. Hanna lächelte. „Die Uhr geht inzwischen richtig.“

„Dann bleibt er aus Prinzip“, sagte Yusuf. Eine Weile erzählten sie einander kleine, praktische Dinge. In Hohenfeld hatte Friederike eine Kiste mit Ladekabeln hingestellt, aber ein Zettel musste klar sagen, dass die Geräte nicht über Nacht blieben. In Lindenau hatte Frau Falk herausgefunden, dass ein Wasserspender ohne Becher nur Menschen half, die selbst welche dabei hatten; jetzt standen Pappbecher daneben, und Klaus beklagte täglich den Müll. In Falkenbrück hatte Samir vorgeschlagen, den Fensterplatz nicht als besonderen Platz auszuschildern, weil er dann wieder wie ein Anspruch klang. „Wir hatten auch eine Auseinandersetzung“, sagte Anja schliesslich. Yusuf machte eine kleine Bewegung mit der Hand. „Wir hatten einen übermässig lehrreichen Sonntag.“ Er erzählte von der Absage, dem Ersatzraum in der Werkstatt und davon, wie ein gut gemeintes alternatives Angebot fast die Entscheidung eines anderen Tandems überschrieben hätte. Als er geendet hatte, sagte Mira: „Bei uns in Lindenau passiert das anders. Klaus schliesst immer auf, wenn

der Chor nicht kann. Niemand hat ihn gefragt. Er macht es einfach.“ Klaus hob die Hände. „Ich wohne drei Minuten entfernt.“ „Das ist nicht die Frage“, sagte Frau Falk. „Ich weiss.“ „Und was wäre, wenn du krank bist?“, fragte Beate. Klaus sah auf den Bildschirm. „Dann ist zu.“ „Wissen das die Leute?“ Er zögerte. „Sie könnten es wissen.“ Die Pause war nicht unangenehm. Sie war nur genau. Rike dachte an die Karte mit den leeren Stellen. Jede Geschichte brachte eine andere Frage mit. In Falkenbrück war der Fehler gewesen, eine Absage heimlich zu ersetzen. In Lindenau war die Absage noch gar nicht sichtbar genug, weil Klaus sie seit Monaten praktisch verhinderte. „Vielleicht haben wir nicht dieselben Probleme“, sagte sie. „Aber ähnliche Stellen, an denen etwas unsichtbar wird.“ „Was zum Beispiel?“, fragte Cem. Rike suchte nach Worten, die nicht zu gross klangen. „Die Person, die immer aufschliesst. Der Gegenstand, der plötzlich eine Verpflichtung wird. Die Tatsache, dass ein Raum geschlossen bleibt, obwohl jemand gehofft hat, er sei offen. Nicht als Drama. Nur als etwas, das sichtbar sein muss, damit nicht immer dieselben Menschen es ausgleichen.“ Frau Falk nickte langsam. „Das ist bei uns der Wasserspender. Wenn er leer ist, fülle ich ihn. Ich dachte nie, dass das eine Rolle hat. Aber wenn ich nicht da bin, beschwert sich jemand bei Klaus. Und Klaus füllt ihn dann.“

„Wasser ist ein sehr aggressives Organisationsprinzip“, sagte Yusuf. „Das sagt ein Mann aus einer Fahrradwerkstatt“, sagte Hanna. „Wir haben Öl. Das ist eindeutiger.“ Alle lachten. Danach wurde das Gespräch stiller. Beate hatte auf ihrem Tisch ein Blatt liegen. Man konnte nur die Überschrift sehen: **Was wir nicht vereinheitlichen wollen.** „Ich habe versucht, unsere Beobachtungen zu sortieren“, sagte sie. „Nicht als Modell. Eher als Schutz davor, dass wir aus einer guten Sache zu schnell eine Formel machen.“ Sie hielt das Blatt in die

Kamera.

Was die Orte unterschiedlich machen Was sich nicht als Pflicht ableiten lässt Falkenbrück: Tisch, Tee, Tandems, eine begrenzte Zeit.

Dass ein Tisch, Tee oder Tandems überall richtig wären.

Hohenfeld: Bahnhofsnähe, Bänke, Steckdosen, kurze Aufenthalte. Dass Menschen reden oder lange bleiben müssten.

Lindenau: Foyer, Buszeiten, Wasser, manchmal Chorproben daneben.

Dass jeder Ort immer offen oder immer still sein müsste.

„Und darunter“, sagte Beate, „habe ich geschrieben, was wir vielleicht teilen.“ Sie las vor: *Eine Tür soll nicht offener aussehen, als sie ist. Eine Person soll nicht erklären müssen, warum sie einen Ort braucht. Eine Zusage soll nicht unsichtbar auf denen ruhen, die am schwersten Nein sagen. Ein Ort darf eine Pause machen, ohne dass dadurch seine ganze Bedeutung verschwindet.*

Noah hörte zu und spürte sofort den Wunsch, die vier Sätze gross zu setzen, sauber zu gestalten und ihnen einen Namen zu geben.

Offene Sonntage. Sonntagsräume. Die freie Tür. Er sagte nichts. Rike sah ihn an. Sie erkannte den Blick trotzdem. „Was denkst du?“, fragte sie. Noah lächelte. „Dass es sehr gut aussieht, wenn wir jetzt einen Namen dafür finden.“ Yusuf stöhnte. „Bitte nicht.“ „Ich habe ihn noch nicht gesagt.“ „Du hast ihn schon in der Stirn.“ Beate lachte. „Wir müssen keinen Namen haben.“ „Aber wie laden wir andere ein, wenn es keinen Namen gibt?“, fragte Mira. „Einige Gemeinden in unserer Region fragen schon, was das genau ist.“ „Vielleicht sagen wir: drei Orte, die sonntags etwas

Unterschiedliches öffnen“, sagte Samir. „Das ist nicht sehr einprägsam“, sagte Noah. „Es ist aber wahr“, sagte Samir. Noah nickte. Er war nicht beleidigt. Er merkte nur, wie sehr er sich an ein gutes Wort gewöhnt hatte, das etwas zusammenhielt. „Was wäre, wenn wir uns treffen?“, fragte Frau Falk plötzlich. Alle sahen sie an. „Nicht, um einen Namen zu finden. Einfach wirklich. Einmal in einem Raum. Dann sehen wir vielleicht, was wir im Call nicht sehen: wie andere Orte riechen, welche Wege dahin führen, ob die Türen schwer sind. Wir könnten unsere Fragen mitbringen. Keine Vorträge.“ Klaus sagte: „Ich halte nichts von Treffen, die nur Treffen sind.“ „Dann komm nicht“, sagte Frau Falk. Klaus schwieg kurz. „Wo wäre das?“ „Falkenbrück?“, fragte Beate. „Dort gibt es den Tisch und das Westufer-Netzwerk.“ Anja sah Rike und Noah an. Nicht bittend. Eher fragend, ob sie die Frage bei sich lassen konnten.

Rike spürte den alten Reflex: Sie hätte sofort Raum, Datum, Ablauf, Pausen, Fahrkarten und Beschilderung vorgeschlagen. Sie konnte die ganze Mappe schon sehen. „Wir können fragen, ob der Treffpunkt frei ist“, sagte sie. „Aber wir sollten nicht das Programm allein machen.“ „Kein Programm“, sagte Yusuf. „Ein Rahmen“, sagte Hanna. „Das ist dasselbe mit einem besseren Image“, sagte Yusuf. Hanna lächelte dünn. „Nein. Ein Programm sagt, was passieren soll. Ein Rahmen sagt, was passieren kann, ohne dass jemand die Verantwortung verliert.“ Mira klatschte einmal leise in die Hände. „Das ist vielleicht das Thema des Treffens.“ „Kein Thema“, sagte Samir. „Eine Frage“, verbesserte Beate. Am Ende verabredeten sie einen Samstag im Oktober. Nicht als Konferenz. Nicht als Gründung. Nicht als Start eines Netzwerks. Nur als **erstes gemeinsames Gespräch der Orte**. Jeder Ort sollte drei Dinge

mitbringen: **Mitbringen Nicht mitbringen** Eine Beobachtung, die sich nicht sofort lösen liess. Eine Erfolgspräsentation.

Einen Gegenstand, der am eigenen Ort wichtig geworden war. Eine Kopie der anderen Orte.

Eine Frage, die man an andere geben konnte. Den Anspruch auf eine endgültige Antwort.

Nach dem Call blieb Rike mit Noah noch am Küchentisch sitzen. „Drei Gegenstände“, sagte Noah. „Ich nehme die alte Uhr aus dem Treffpunkt mit.“ „Die geht inzwischen richtig.“ „Gerade deshalb. Sie erinnert daran, dass etwas nicht romantisch unzuverlässig bleiben muss, nur weil es einmal ein Motiv war.“ Rike sah ihn an. „Das ist ein überraschend guter Gedanke.“ „Ich habe nachgedacht.“ „Davon gehe ich aus.“ Sie griff nach einer Aprikose. „Und du? Was nimmst du mit?“ Rike dachte an Zettel, Karten, den freien Rand, die Tür, die nicht zu viel versprach. Dann dachte sie an die alte Messingschale vom Flohmarkt, die sie damals nicht gekauft hatte. „Vielleicht nichts“, sagte sie. Noah zog eine Augenbraue hoch. „Nichts?“ „Vielleicht eine leere Karte. Nicht als Zeichen dafür, dass wir nichts wissen. Sondern weil die Frage darauf noch Platz braucht.“ Noah nickte. „Das ist sehr Rike.“ „Ist das gut oder bedrohlich?“ „Das hängt davon ab, ob du sie im richtigen Format druckst.“ Sie lachte. Draussen begann es zu regnen. Der Küchentisch war voll mit Ausdrucken, Aprikosenkernen und einer nicht gewählten Überschrift. Es war kein Netzwerk. Noch nicht einmal ein Treffen. Es war nur ein Samstag im Oktober, auf den drei Orte ihre unterschiedlichen Wege mitbringen wollten. Und das reichte für den Moment.

Rikes Perspektive

Rike hatte beim Gespräch zwischen den Orten gemerkt, wie sehr sie sich nach einer Form sehnte, die die Unterschiede zusammenhielt. Ein Name, ein Konzept, ein sauberer Rahmen: Etwas, das zeigen konnte, dass Falkenbrück, Hohenfeld und Lindenau nicht bloss drei zufällige Geschichten waren. Aber die Geschichten waren nicht zufällig, nur weil sie nicht gleich waren. Sie berührten sich an Stellen, die nicht immer sichtbar waren: bei Personen, die aufschlossen; bei Absagen; bei Wasser, Steckdosen, Heizungen und dem Recht, einen Raum zu nutzen, ohne sich erklären zu müssen. Rike lernte, dass Gemeinsamkeit nicht dadurch entsteht, dass Unterschiede geglättet werden. Sie entsteht manchmal erst, wenn Unterschiede so genau beschrieben sind, dass niemand sie kleinreden muss.

Noahs Perspektive

Noah hatte einen Namen gewollt, weil Namen etwas versprochen. Ein Name konnte auf einen Flyer, in eine Mail, auf eine Karte. Er konnte Menschen den Eindruck geben, sie seien Teil von etwas Grösserem. Aber je länger sie sprachen, desto klarer wurde ihm, dass ein Name auch etwas verschlucken konnte. Hohenfeld war nicht Falkenbrück mit Steckdosen. Lindenau war nicht Hohenfeld ohne Bahnsteig. Und der Tisch war kein Prinzip, das er grösser machen konnte, indem er es mit einem gut klingenden Wort versah. Er mochte immer noch gute Wörter. Er musste nur lernen, dass manche Dinge zuerst nebeneinander stehen durften, bevor sie zusammen einen Satz bildeten.

Nachklang

Sichtbar geworden. Das Gespräch der Orte verzichtet auf ein gemeinsames Etikett und bewahrt damit ihre Unterschiede. **Die Reibung.** Ein Name könnte Verbindung leicht machen, aber auch die Versuchung schaffen, Verschiedenes nach einem Masstab zu ordnen. **Offene Frage.** Wie viel Gemeinsamkeit braucht eine Verbindung, und welche Eigenart darf sie nicht verlieren?

Merksatz: Gemeinsames entsteht nicht dadurch, dass Unterschiede verschwinden, sondern dass sie ohne Rang nebeneinander bleiben.

Kapitel 16: Die Sonntage, die verschieden blieben

Ein gemeinsamer Tisch braucht nicht dieselbe Geschichte, damit Menschen an ihm einander zuhören können.

Szene

Am Samstag im Oktober war der Treffpunkt Uferstrasse 8 voller, als Rike ihn je gesehen hatte. Nicht voll im Sinn von eng. Die Stühle standen nicht dicht genug, damit jemand fremden Knie berühren musste. Voll eher im Sinn von: Es gab zu viele Jacken über zu wenigen Lehnern, zu viele Tassen auf zu kleinen Untersetzern und zu viele Menschen, die gleichzeitig versuchten, nicht wie eine Delegation auszusehen. Anja hatte am Eingang ein Blatt aufgehängt.

HEUTE KEIN SONNTAGSTISCH. HEUTE EIN GESPRÄCH ÜBER ORTE, DIE SONNTAGS OFFEN SIND.

Du musst nichts vorstellen, wenn du nur zuhören möchtest.

Noah hatte das Blatt gelesen und gesagt: „Das klingt erstaunlich nach einer Veranstaltung.“ Anja hatte geantwortet: „Das ist es auch. Nur keine, bei der wir Menschen in Dreiergruppen über ihre Lieblingsfarbe sprechen lassen.“ Nun stand Noah am Fenster und versuchte, aus der Jackensituation keine Garderobenkrise zu machen. Rike sah es ihm an. Er hatte schon zweimal vorgeschlagen, die Stühle weiter nach hinten zu rücken, und Hanna hatte zweimal gesagt, dass sie dann vor der Heizung stünden. „Lass die Stühle“, sagte Rike leise. „Ich lasse die Stühle.“ „Du denkst weiter über sie nach.“ „Das ist kein Eingriff.“ „Noch nicht.“ Er lächelte. Dann kam Beate mit Cem und Friederike durch die Tür. Friederike trug eine zusammengerollte Mehrfachsteckdose unter dem Arm wie ein Werkzeug, das sich gegen seine eigene Symbolik wehrte. Cem hatte eine kleine Karte des Hohenfelder Bahnhofsvorplatzes dabei. Beate hielt ein laminiertes Schild hoch: **WARTERAUM AM SONNTAG – HEUTE OFFEN BIS 15 UHR**. „Wir haben es abgenommen“, sagte sie. „Aber ich dachte, ihr wollt sehen, wie hässlich lesbar aussehen kann.“ „Es ist nicht hässlich“, sagte Rike.

„Das ist nett gemeint und deshalb verdächtig.“ Aus Lindenau kamen Klaus, Mira und Frau Falk. Klaus trug die alte Uhr aus dem Gemeindefoyer in einem Karton, obwohl niemand ihn darum gebeten hatte. „Sie geht nach“, sagte er zur Begrüssung. „Nicht viel. Aber genug, um Menschen beim Bus nervös zu machen.“ „Warum hast du sie dann mitgebracht?“, fragte Mira. „Weil sie wieder nachgeht, obwohl ich sie gerichtet habe.“ Frau Falk hielt einen Stapel Papierbecher hoch. „Und ich habe das mitgebracht, weil Klaus immer noch glaubt, ein Wasserspender sei selbsterklärend.“ „Wasser ist selbsterklärend.“ „Becher nicht.“ Samirsass bereits auf dem Fensterplatz. Er hatte sein Fahrrad draussen angeschlossen und eine kleine Karteikarte vor sich gelegt, auf der stand: **Was wird an einem Ort leicht übersehen, weil es für die Menschen dort normal ist?**

Rike hatte die Frage mit ihm formuliert. Er hatte den Satz dann selbst geschrieben, weil seine Schrift weniger ordentlich aussah und sie das für angemessen hielt. Gegen elf waren alle da. Nicht sehr viele. Drei Orte, dazu zwei Menschen aus der Stadtteilbibliothek, eine Frau aus einem kleineren Ort südlich von Hohenfeld, die nur zuhören wollte, und Herr Grönert, der erklärt hatte, er komme nicht als Falkenbrücker Vertreter, sondern weil er sehen wolle, ob andere Orte auch falsche Uhren hätten. „Das ist meine Lieblingsart von Vergleich“, sagte Yusuf. Anja stellte keine Präsentation an. Sie rückte nur die Tassen vom Tisch und legte in die Mitte drei Gegenstände: • die alte Uhr aus Lindenau, • die Mehrfachsteckdose aus Hohenfeld, • eine leere Karte aus Falkenbrück. „Das sind keine Symbole“, sagte sie. „Oder höchstens sehr widerspenstige.“ „Die Uhr ist ein Gegenstand“, sagte Klaus. „Ja“, sagte Anja. „Und sie hat eine Frage mitgebracht.“ Sie deutete auf den Zettel neben dem Karton.

Woran merken Menschen, dass ein Ort sie mit seiner Zeitrechnung nicht allein lässt?

Cem stellte die Mehrfachsteckdose daneben.

Wessen Zeit wird wichtiger, wenn ein Handy keinen Akku mehr hat?

Rike legte die leere Karte dazu.

Was an unserem Ort wissen wir noch nicht?

Der Tisch war still. Noah hatte geglaubt, dass dieser Moment ihm unangenehm sein würde. Drei Gegenstände, drei Fragen, etwa zwanzig Menschen. Kein Ablauf, kein Eingangsimpuls, keine Folie mit der Überschrift *Willkommen und Zielsetzung*. Stattdessen sah er, wie Mira die Uhr ansah, Beate die Steckdose und Samir die leere Karte. Niemand wusste, wer zuerst sprechen sollte. Und niemand sprang sofort in diese Lücke. Dann sagte die Frau aus dem Ort südlich von Hohenfeld: „Bei uns gibt es gar keinen Raum. Nur eine überdachte Bushaltestelle. Und einen Kiosk, der sonntags zu hat.“ Alle sahen sie an. Sie zögerte. „Ich weiss nicht, ob ich hier richtig bin.“ „Du musst nichts vorstellen“, sagte Rike. Die Frau nickte. Dann sagte sie trotzdem: „Bei uns warten viele ältere Menschen auf den Bus zum Krankenhaus. Manche setzen sich auf die Stufe der Apotheke. Ich habe gedacht, vielleicht brauchen wir auch so einen Tisch. Aber jetzt denke ich: Wir haben nicht einmal eine Tür.“ Klaus hob die Uhr ein wenig an. „Dann ist eure Frage vielleicht nicht, wer den Schlüssel hat.“ „Sondern?“ „Wer euch bei Regen nicht wegschickt.“

Frau Falk sagte: „Und wer entscheiden kann, ob die Apotheke eine Bank hinstellt, ohne dass sie sich danach für den ganzen Ort

verantwortlich fühlt.“ Beate schrieb nichts mit. Rike bemerkte es. Früher hätte sie vermutlich gedacht, jemand müsse diesen Satz festhalten. Jetzt blieb er im Raum und arbeitete vielleicht gerade deshalb weiter. Nach einer Weile entstand kein grosses Gespräch, sondern mehrere kleine. Mira sprach mit Cem über unterschiedliche Formen von Warten. Klaus erklärte Herrn Grönert, warum seine Uhr nicht falsch, sondern „ambitioniert“ sei. Friederike zeigte Samir, wie die Steckdoseleiste in Hohenfeld an der Wand befestigt war, und Samir fragte, ob die Kabel nicht jemanden stören würden, der auf dem Boden sass. Noah stand am Fenster und sah zu, wie Menschen, die sich vorher nicht kannten, bei Gegenständen landeten, die keine dieser Personen vorbereitet hatte. „Es passiert“, sagte er leise zu Rike. „Was?“ „Das Treffen.“ „Ja.“ „Ohne dass wir es steuern.“ „Das war die Idee.“ „Ich weiss. Ich darf mich trotzdem wundern.“ Sie nickte. Kurz vor zwölf öffnete sich die Tür. Eine Frau in dunkelgrünem Mantel trat ein, stellte sich als Dr. Neumann aus der regionalen Koordinierungsstelle vor und entschuldigte sich dafür, zu spät zu sein. Sie hatte von Beate von dem Treffen gehört. „Ich hoffe, ich störe nicht“, sagte sie. „Kommt darauf an“, sagte Yusuf. Anja bot ihr einen Stuhl an. Dr. Neumann setzte sich, hörte zehn Minuten zu und fragte dann: „Darf ich eine organisatorische Frage stellen?“ Noah spürte, wie mehrere Schultern im Raum gleichzeitig etwas fester wurden. „Bitte“, sagte Anja. „Was Sie hier machen, ist sehr interessant. Wir überlegen regional gerade, wie niederschwellige Aufenthaltsorte gefördert werden können. Dafür müssten wir allerdings verstehen, welche Mindeststandards ein erfolgreicher Sonntagsort erfüllt. Öffnungszeiten, Zahl der Nutzungen, Zuständigkeiten, vielleicht eine gemeinsame Benennung.“ Der Raum wurde nicht feindlich. Er wurde nur sehr aufmerksam. Rike dachte an das Wort *erfolgreich*. Nicht, weil es

verboten war. Sondern weil es sich schnell auf Dinge legte, die noch atmeten. Hanna sagte als Erste etwas. „Wir können Ihnen sagen, welche Bedingungen bei uns wichtig sind. Aber wir können keine Mindeststandards benennen, ohne Orte auszuschliessen, die gerade etwas ganz anderes brauchen.“ Dr. Neumann nickte. „Das verstehe ich. Aber öffentliche Förderung braucht Kriterien.“ „Ja“, sagte Hanna. „Nur vielleicht andere Kriterien als: überall ein Tisch, zwei Ehrenamtliche und zwanzig Besucher.“ Cem lehnte sich vor. „In Hohenfeld wäre ein Tisch nicht einmal der richtige Indikator. Manchmal kommt jemand für fünf Minuten zum Laden. Wenn wir nur Aufenthaltsdauer zählen, sieht der Raum erfolglos aus, obwohl er gerade genau tut, was er soll.“

„Und bei uns“, sagte Klaus, „sieht ein leerer Raum manchmal schlecht aus. Aber wenn der Bus ausfällt, ist er plötzlich sehr wichtig. Man kann nicht jeden Sonntag vorher wissen, ob eine Heizung oder ein Fahrplan die Hauptrolle spielt.“ Dr. Neumann sah auf die drei Gegenstände. „Was würden Sie denn messen?“ Der Satz war nicht provokativ. Eher ehrlich. Rike spürte den Wunsch, sofort eine kluge Antwort zu bauen. Ein Raster. Eine Tabelle. Ein System, das zugleich offen und förderfähig war. Samir sagte: „Vielleicht, ob der Ort wahr sagt, wann er offen ist.“ Alle sahen ihn an. Er zuckte mit den Schultern. „Wenn da steht offen, dann sollte offen sein. Wenn da steht zu, sollte nicht irgendwer erwarten, dass jemand trotzdem kommt. Und wenn etwas nicht geht, sollte man es sagen. Das kann man doch messen.“ Herr Grönert räusperte sich. „Die Uhr auch.“ Einige lachten. Dr. Neumann nicht sofort. Dann lächelte sie. „Das ist ein guter Anfang“, sagte sie. „Verlässlichkeit der Information. Sichtbare Zuständigkeit. Ehrliche Grenzen.“ „Und keine Pflicht, sich zu erklären“, sagte die Frau von der Bushaltestelle. Dr.

Neumann schrieb etwas in ihr Notizbuch. Rike bemerkte, dass es sie nicht ärgerte. Nicht, weil eine Koordinierungsstelle jetzt die richtige Sprache gefunden hatte. Sondern weil das Gespräch nicht bei ihr angefangen und nicht mit ihr geendet hatte. Anja stellte eine Frage in den Raum: „Was wäre ein Satz, den wir über die Orte schreiben könnten, ohne sie gleichzumachen?“ Noah sah auf die leere Karte. Er hatte seit Stunden keine Überschrift vorgeschlagen. Das war nicht Selbst verleugnung. Es war Übung. Mira sagte: „Vielleicht: ‚Orte, die sonntags nicht so tun, als wären Menschen ein Problem.‘“ Yusuf zog das Gesicht zusammen. „Das klingt, als hätten wir Streit mit dem Sonntag.“ „Haben wir ja manchmal“, sagte Mira. Friederike sagte: „Oder: ‚Orte, an denen man warten darf.‘“ „Bei uns wartet nicht jeder“, sagte Anja. „Manche lesen.“ „Oder: ‚Orte, an denen man bleiben oder gehen darf‘“, sagte Noah. Rike sah ihn an. Es war eine alte Formulierung. Aber er sagte sie nicht, als müsse sie gelten. Er legte sie hin. Die Frau von der Bushaltestelle schüttelte den Kopf. „Bei uns könnte man gar nicht bleiben. Es gibt ja keinen Raum.“ Noah nickte. „Stimmt.“ Er nahm den Satz nicht zurück. Er machte ihn nur kleiner. „Dann brauchen wir vielleicht keinen Satz“, sagte Beate. „Vielleicht reicht es, wenn wir wissen, was wir einander fragen können.“ Dr. Neumann schloss ihr Notizbuch. „Ich komme mit mehr Fragen zurück, als ich erwartet habe.“ „Das ist bei uns ein gutes Ergebnis“, sagte Anja. „Ich merke es.“ Am Ende des Treffens gab es keine Erklärung, keine gemeinsame Plattform und kein Gruppenfoto. Klaus musste den Zug nach Lindenau erreichen, Cem wollte noch in den Bahnhofsladen, weil jemand eine Steckdose als Sicherheitsrisiko gemeldet hatte, und Frau Falk nahm die übrig gebliebenen Papierbecher wieder mit, weil sie nicht glauben wollte, dass ein Treffen ohne Wasserbedarf auskam.

Auf dem Tisch lagen die Uhr, die Steckdose und die leere Karte noch nebeneinander. Rike wollte die Karte einpacken. Dann sah sie, dass jemand in ihrer Abwesenheit einen Satz darauf geschrieben hatte:

Was muss an diesem Ort nicht erst bewiesen werden, damit Menschen dort sein dürfen?

Keine Unterschrift. Sie sah zu Samir. Er schüttelte kaum merklich den Kopf. Nicht von ihm. Rike liess die Karte liegen, bis der Raum leer war. Noah kam zu ihr. „War das das Treffen?“ „Ja.“ „Es hat nichts beschlossen.“ „Nein.“ „Und trotzdem fühlt es sich nicht unfertig an.“ Rike nahm die Karte jetzt auf. „Vielleicht ist es unfertig. Aber nicht ungeliebt.“ Noah lächelte. „Das ist keine Verwaltungsformulierung.“ „Zum Glück nicht.“ Sie schlossen den Treffpunkt nicht allein ab. Anja, Yusuf und Hanna waren noch da. Klaus hatte seinen Karton mit der Uhr mitgenommen. Beate die Mehrfachsteckdose. Die leere Karte ging mit Rike nach Hause, aber nicht, weil sie ihr gehörte. Sie wollte sie beim nächsten Sonntagsstisch auf den Tisch legen. Nicht als Frage, die beantwortet werden musste. Nur als eine, die Platz hielt.

Rikes Perspektive

Rike hatte das Treffen zuerst als Belastung empfunden. Nicht wegen der Menschen. Eher wegen der vielen Möglichkeiten, etwas falsch zu rahmen. Ein Name hätte zu gross sein können. Ein Programm zu eng. Ein Fördergespräch zu glatt. Eine gemeinsame Erklärung zu schnell. Im Lauf des Tages begriff sie, dass sie nicht jede Möglichkeit vorher abfangen musste. Das Treffen wurde nicht dadurch verantwortungsvoll, dass sie alles kontrollierte. Es wurde es, weil Menschen unterschiedliche Erfahrungen sagen konnten, ohne dass sofort eine Person daraus einen einheitlichen Sinn machen musste. Die Frage auf der Karte gefiel Rike gerade deshalb, weil sie nicht nach Erfolg fragte. Sie fragte danach, welche Rechtfertigungen Menschen an Orten ständig mitbringen müssen. Das war eine Frage, die Hohenfeld anders beantworten würde als Lindenau. Und Falkenbrück auch in einem Monat vielleicht anders als heute.

Noahs Perspektive

Noah hatte Angst gehabt, das Treffen würde sich wie ein unvollendeter Film anfühlen. Viele Figuren, gute Szenen, keine klare Auflösung. Er hatte sich vorgestellt, dass am Ende wenigstens ein gemeinsamer Satz stehen müsse, etwas, das man auf einen Flyer drucken konnte. Stattdessen nahm Klaus seine Uhr mit, Frau Falk die Becher, und die Menschen gingen zu Zügen, Steckdosen und Heizungen zurück. Das fühlte sich erst klein an. Dann sah Noah, dass genau darin die Grösse lag. Niemand musste seine lokale Wirklichkeit verlassen, um Teil des Treffens zu sein. Niemand musste so tun, als sei das eigene Problem exemplarisch für alle anderen. Sie hatten nebeneinander gesessen, sich zugehört und ein paar Fragen weitergegeben. Das war kein Abschluss.

Aber es war mehr als eine Idee, die nur in Falkenbrück funktionieren konnte.

Nachklang

Sichtbar geworden. Beim überregionalen Treffen werden die Sonntage nicht gleich, aber ihre Fragen und Grenzen werden gegenseitig lesbar. **Die Reibung.** Die Sehnsucht nach einem übertragbaren Erfolg trifft auf die Einsicht, dass lokale Verschiedenheit kein Mangel ist. **Offene Frage.** Welcher Rahmen gibt Unterschiedlichkeit Platz, ohne sie gegeneinander auszuspielen? **Merksatz:** Ein gemeinsamer Rahmen wird tragfähig, wenn er Unterschiede schützt, statt sie zu glätten.

Kapitel 17: Die Verbindung, die niemand leitete

Manchmal bleibt etwas nur lebendig, wenn niemand es festhalten muss, damit es weitergeht.

Szene

Die Mail von Dr. Neumann begann freundlich und endete mit einem Vorschlag, der freundlich aussah und Rike trotzdem sofort die Schultern anspannte.

Betreff: Nächste Schritte der regionalen Sonntagsorte *Liebe Beteiligte, das Treffen in Falkenbrück hat deutlich gemacht, dass mehrere Orte im Umgang mit sonntäglicher Zugänglichkeit voneinander lernen können. Die Koordinierungsstelle könnte für ein Jahr Mittel für eine zentrale Ansprechperson, eine gemeinsame Kommunikationsseite und zwei regionale Austauschrunden bereitstellen. Frau Ahrens und Herr Sander, könnten Sie sich vorstellen, diese Rolle gemeinsam zu übernehmen?*

Rike las die Mail am Montagmorgen in der Küche. Noah stand hinter ihr und kämmte sich mit den Fingern durch die Haare, was er immer dann tat, wenn er noch nicht entschieden hatte, ob eine Nachricht eine gute oder schlechte Nachricht war. „Das ist Geld“, sagte er. „Ja.“ „Für zwei Austauschrunden.“ „Ja.“ „Und eine Seite.“ „Noah.“ „Ich zähle nur auf.“ Rike drehte sich zu ihm. „Ich weiss. Ich zähle innerlich auch auf.“ Auf der Arbeitsplatte stand die Kaffeekanne, daneben eine Scheibe Brot, die Noah halb geschmiert

und dann vergessen hatte. Zwischen dem Brot und dem Laptop lag die leere Karte vom Treffen. Darauf stand noch immer: *Was muss an diesem Ort nicht erst bewiesen werden, damit Menschen dort sein dürfen?*

Noah setzte sich. „Es wäre nicht dasselbe wie alles zu steuern“, sagte er. „Nein.“ „Wir könnten die Orte entlasten.“ „Vielleicht.“ „Und verhindern, dass es einfach wieder auseinanderläuft.“ Der Satz stand einen Moment zwischen ihnen. Rike kannte ihn. Nicht als Vorwurf. Als Noahs Art, zu sagen, dass ihm etwas wichtig geworden war. Er wollte nicht, dass die Sonntage verschwanden wie viele gute Dinge, die kurz aufleuchteten, weil einzelne Menschen sich aufrieben, und später nur noch in einer Nachricht erwähnt wurden: *War damals schön*. Sie verstand das. Genau deshalb hatte sie Angst vor der Mail. „Was, wenn es auseinanderläuft?“, fragte sie. Noah sah auf die Karte. „Dann wäre das traurig.“

„Ja.“ „Aber du meinst etwas anderes.“ Rike setzte sich ihm gegenüber. „Ich meine: Was, wenn wir eine zentrale Seite machen und alle irgendwann darauf warten, dass wir sagen, was als Nächstes passiert? Was, wenn Hohenfeld nur noch eine Rubrik auf unserer Seite wird? Oder Lindenau eine Fallstudie? Was, wenn ich irgendwann Mails beantworte, weil jemand in einem Ort einen Schlüssel braucht, den nur sie selbst finden können?“ Noah sagte nichts. „Ich will nicht, dass aus der Verbindung eine Zentrale wird, nur weil eine Zentrale sehr beruhigend klingt“, sagte Rike. „Und ich will nicht, dass aus der Angst vor einer Zentrale eine Ausrede wird, gar nichts verlässlich zu halten.“ Der Ton in seiner Stimme war nicht scharf. Eher traurig darüber, dass die beiden Wahrheiten sich wieder gegenüberstanden. Rike nickte. „Das ist fair.“ Noah rieb sich über die Stirn. „Ich will nicht wieder der Mensch sein, der aus Angst vor

Leere einen Plan baut, den niemand wollte.“ „Und ich will nicht wieder die Person sein, die Freiheit so lange schützt, bis niemand mehr weiss, ob etwas noch da ist.“ Sie sassen da. Der Kaffee wurde kalt. Das Brot trocknete am Rand aus. Niemand sagte, dass sie sofort antworten müssten. Am Abend schickten sie die Mail an alle anderen weiter, ohne Kommentar. Nur mit einem Satz: *Wir möchten darüber gemeinsam sprechen, bevor jemand für alle antwortet.*

Das Gespräch fand eine Woche später statt. Nicht im Treffpunkt, nicht in einem Sitzungssaal und nicht online. Anja hatte vorgeschlagen, dass jede der drei Ortsgruppen zur selben Zeit eine Sprachnachricht aufnehmen sollte. Keine Konferenz, keine Moderation, kein Bildschirm, auf dem immer jemand zu klein aussah. Jede Gruppe sollte auf vier Fragen antworten: **Frage Worum es geht** Was brauchen wir, um an unserem Ort verlässlich weiterzumachen? Lokale Verantwortung statt allgemeiner Wunsch.

Was möchten wir von den anderen Orten wissen? Austausch ohne Belehrung.

Wofür möchten wir keine zentrale Entscheidung? Schutz der eigenen Form.

Woran merken wir, dass wir pausieren oder uns verändern müssen? Ehrliche Grenzen statt stiller Erschöpfung.

In Falkenbrück sassen Rike, Noah, Anja, Hanna, Yusuf, Samir und Herr Grönert an einem Mittwochabend zwischen leeren Teetassen und dem Klebeband, das inzwischen als gemeinschaftlicher Besitz galt, obwohl Herr Grönert jeden Verdacht darauf zurückwies. „Ich brauche keine zentrale Seite“, sagte Hanna. „Ich brauche, dass die Leute bei uns wissen, wo die aktuellen Informationen stehen. Das

kann ein Blatt an der Tür, der Aushang im Laden und der Gruppenchat sein. Wenn jemand aus Lindenau wissen will, wie wir Absagen sichtbar machen, kann er fragen. Aber ich möchte nicht jeden Monat Bericht an eine Stelle schreiben, die nie bei uns vor der Tür stand.“

Yusuf sagte: „Ich will wissen, was andere machen, wenn jemand etwas retten will, das ein anderes Tandem abgesagt hat.“ „Das weisst du doch schon“, sagte Samir. „Ich will wissen, ob andere es anders sehen.“ Samir nickte. „Das ist eine bessere Frage.“ Anja überlegte. „Ich möchte keine zentrale Entscheidung darüber, ob der Sonntagstisch funktioniert. Das können wir nur hier merken. Aber ich fände es gut, wenn wir einmal im Jahr mit den anderen Orten vergleichen, welche Fragen wir nicht mehr sehen, weil sie uns zu vertraut geworden sind.“ Herr Grönert nahm einen Streifen Klebeband zwischen zwei Finger. „Ich möchte, dass niemand zentral entscheidet, welches Klebeband richtig ist.“ „Das wird protokolliert“, sagte Anja. „Bitte nicht.“ Noah sah Rike an. Sie lächelte. In Hohenfeld sassen Beate, Cem und Friederike im Bahnhofsladen. Beate hatte die Sprachnachricht später geschickt. Ihre Stimme klang im Treffpunkt etwas weiter weg als die anderen, aber klar. „Wir brauchen keine zentrale Seite, die uns erklärt, wie ein Warteraum aussieht“, sagte Beate. „Wir brauchen einen Ort, an dem wir nachfragen können, wenn etwas bei uns nicht funktioniert. Und wir möchten anderen erzählen, wenn eine Frage uns geholfen hat. Nicht nur, wenn wir einen Erfolg melden können.“ Cem sagte: „Ich möchte keine gemeinsame Öffnungszeit. Sonntags um elf wäre bei uns manchmal genau falsch.“ Friederike ergänzte: „Und ich möchte, dass wir sagen dürfen, wenn wir einen Monat pausieren. Nicht nur, wenn die Steckdosen kaputt sind.“ Aus Lindenau kam eine

Nachricht von Frau Falk. „Wir brauchen für das Foyer im Winter andere Zeiten. Der Busfahrplan ändert sich. Vielleicht öffnen wir nicht mehr jeden zweiten, sondern nur noch an bestimmten Sonntagen. Das ist keine Verschlechterung. Das ist eine Anpassung. Bitte schreiben Sie das nicht als Rückzug auf.“ Rike hörte den Satz zweimal. *Bitte schreiben Sie das nicht als Rückzug auf.* Er war weder dramatisch noch besonders poetisch. Gerade deshalb traf er sie. Am Ende der Woche lagen acht Sprachnachrichten, zwölf Fragen und kein fertiges Organisationsmodell auf Rikes Laptop. Noah hatte sie nicht in eine Tabelle geschoben. Rike hatte keine Broschüre entworfen. Sie hatten nur gehört. „Und jetzt?“, fragte Noah am Samstagvormittag. Sie saßen im Treffpunkt. Draussen zogen Menschen mit Einkaufstaschen über den Platz. Der Sonntagstisch sollte am nächsten Tag von Hanna und Samir geöffnet werden. Rike und Noah hatten nichts vorzubereiten, ausser zwei Packungen Tee abzustellen, die Anja am Abend ohnehin kontrollieren würde. Rike sah auf die Liste der Fragen. „Wir könnten der Koordinierungsstelle antworten.“ „Mit was?“ „Mit einer Absage.“ Noah zog die Augenbrauen hoch. „Einer richtigen?“ „Einer richtigen. Aber nicht gegen die Idee von Verbindung.“

Sie formulierten die Antwort gemeinsam. Erst schrieb Noah zu freundlich. Dann schrieb Rike zu abweisend. Danach löschten sie beide Fassungen und begannen mit einem Satz, der weder freundlich noch abweisend sein sollte, sondern wahr.

Wir freuen uns über das Interesse an den Orten und am Austausch zwischen ihnen. Eine zentrale Koordination durch uns beide möchten wir jedoch nicht übernehmen, weil die Orte gerade davon leben, dass Verantwortung und Entscheidungen lokal sichtbar bleiben.

Darunter schrieben sie: *Stattdessen erproben wir für ein Jahr eine rotierende Verbindung: Jeder Ort benennt selbst eine erreichbare Kontaktperson, meldet Veränderungen oder Pausen am eigenen Ort sichtbar und kann im Wechsel eine gemeinsame Frage an die anderen senden. Es gibt keine zentrale Steuerung, keine Pflichtberichte und keinen Standardsonntag.*

Noah ergänzte: *Wenn die Koordinierungsstelle diese Form unterstützen möchte, wäre eine kleine, unbürokratische Reisekasse für gegenseitige Besuche hilfreicher als eine zentrale Stelle.*

Rike las den Satz. „Das ist gut.“ „Zu viel?“ „Nein. Es ist konkret.“ „Konkret klingt bei dir inzwischen wie ein Kompliment.“ „Gewöhn dich nicht dran.“ Die rotierende Verbindung bekam später einen Namen, aber nicht aus einem Workshop und nicht als Überschrift auf einer Website. Beate schrieb in ihrer nächsten Nachricht: *Diese Woche geht die Frage an Lindenau. Nächste Woche an Falkenbrück. Danach vielleicht an den Ort südlich von Hohenfeld, wenn sie wieder etwas hören lassen.* Darunter stand: **Die Fragen wandern. Die Orte entscheiden.**

Yusuf antwortete sofort: *Das ist ein Name.* Hanna schrieb: *Es ist eine Beschreibung.* Samir schrieb: *Gut so.* Niemand gewann den kleinen Streit. Gerade deshalb blieb der Satz stehen. Im ersten Monat fragte Lindenau: *Was macht ihr, wenn eine Person regelmässig kommt, aber nie spricht und irgendwann plötzlich nicht mehr da ist?* Hohenfeld fragte: *Wie sagen wir jemandem, dass ein Kabel nicht über Nacht bleiben kann, ohne dass es wie Misstrauen klingt?* Falkenbrück fragte: *Wann wird ein offener Raum zu einem Ort, den dieselben Menschen für andere zu eng machen?* Es kamen keine endgültigen Antworten. Es kamen Geschichten, Rückfragen,

zwei Fotos von falschen Aushängen und ein Rezept für Tee, das Yusuf mit der Bemerkung weiterleitete, es sei „nicht zentral geprüft“. Im Dezember änderte Lindenau seine Öffnungszeiten. Im Januar pausierte Hohenfeld zwei Sonntage, weil Friederike sich den Arm gebrochen hatte und die Schlüsselübergabe plötzlich eine körperliche Frage wurde. In Falkenbrück fiel ein Sonntag aus, weil die Heizung streikte und keiner bereit war, so zu tun, als bilde kalte Luft Charakter. Die Orte schrieben ihre Pausen sichtbar auf. Sie schrieben auch ihre Rückkehr sichtbar auf. Und die Verbindung ging nicht kaputt, nur weil sie nicht jede Woche gleich aussah. An einem späten Sonntagabend saßen Rike und Noah wieder in ihrer Küche. Auf dem Tisch lag keine Mail mehr, die sofort beantwortet werden musste. Nur die leere Karte vom ersten Treffen, inzwischen voll mit Sätzen in verschiedenen Handschriften. Noah strich mit dem Finger über einen Rand. „Wir leiten das jetzt wirklich nicht?“, fragte er. „Nein.“ „Und wenn sie uns brauchen?“ „Dann können sie uns fragen.“ „Und wenn sie uns nicht fragen?“ Rike sah ihn an. „Dann machen sie vielleicht etwas, das besser zu ihnen passt als unsere Antwort.“ Noah schwieg. Dann nickte er. „Das fühlt sich immer noch ein bisschen wie Loslassen an.“ „Ist es auch.“ „Und nicht wie Weggehen?“ Rike dachte an Hohenfeld, Lindenau, die Bushaltestelle südlich von Hohenfeld. An Türen, die anders aussahen, an Orte ohne Türen, an Steckdosen, Wasserbecher, Uhren und Klebeband. „Nein“, sagte sie. „Eher wie Platz lassen.“ Noah nahm die Karte und stellte sie an die Wand, ohne sie festzukleben. Sie blieb dort nicht gerade. Aber sie fiel auch nicht herunter.

Rikes Perspektive

Die Anfrage nach einer zentralen Koordination hatte Rike zunächst wie eine Rückkehr in eine alte Geschichte gewirkt. Eine gute Idee wurde sichtbar, und sofort sollte jemand sie zusammenhalten, ordnen, verfügbar machen und in einen Rahmen bringen, der für alle lesbar war. Sie verstand den Wunsch. Verlässlichkeit brauchte Formen. Aber sie musste nicht dieselbe Form für alle sein. Rike lernte, dass Dezentralität nicht bedeutete, dass niemand Verantwortung übernahm. Sie bedeutete, dass Verantwortung dort sichtbar blieb, wo Entscheidungen tatsächlich fielen. Eine rotierende Verbindung war weniger elegant als eine zentrale Stelle. Sie war auch langsamer. Doch sie machte nicht aus lokalen Menschen Aussenstellen einer Idee, die woanders verwaltet wurde.

Noahs Perspektive

Noah hatte Angst gehabt, ohne zentrale Steuerung würde alles verschwimmen. Die Orte würden sich melden, dann nicht melden, die Fragen würden im Chat untergehen, und irgendwann bliebe nur noch das Gefühl, dass etwas Gutes nicht lange genug festgehalten worden war. Im ersten Monat sah er, dass Verbindung auch anders aussehen konnte. Nicht wie ein Kalender, den er im Blick behielt. Eher wie ein Weg, auf dem Menschen manchmal aneinander vorbeigingen, eine Frage ablegten oder eine Pause ankündigten. Er musste nicht wissen, was in Lindenau jede Woche passierte, um zu glauben, dass es dort Menschen gab, die aufmerksam waren. Er musste Hohenfeld nicht retten, wenn Friederike den Arm gebrochen hatte. Er konnte die Pause lesen, sie ernst nehmen und warten, bis der Ort selbst zurückkehrte.

Das war weniger Kontrolle. Aber nicht weniger Beziehung.

Nachklang

Sichtbar geworden. Die Verbindung bleibt bestehen, nachdem Rike und Noah aufgehört haben, ihre Mitte zu sein. **Die Reibung.** Dauer könnte durch zentrale Leitung gesichert werden; glaubwürdig wird sie erst, als Verantwortung sichtbar an vielen Orten liegt.

Offene Frage. Was bleibt von einer Idee, wenn niemand mehr dafür bestimmt ist, sie zusammenzuhalten?

Merksatz: Langfristigkeit entsteht, wenn Verantwortung dort sichtbar bleibt, wo sie tatsächlich getragen wird.

Epilog: Die Sonntage, die einander nicht gehörten

Niemand konnte später genau sagen, wann es begonnen hatte. Nicht mit einer Gründung, nicht mit einem Förderantrag und auch nicht mit einem Foto, auf dem Menschen um einen Tisch standen und in die Kamera sahen, als hätten sie eine Lösung gefunden. Es begann vermutlich an einem Sonntag, an dem zwei Kinokarten unter einer Kaffeekanne lagen und niemand wusste, ob gemeinsame freie Zeit noch frei war, wenn sie schon einen Ablauf hatte. Oder es begann an einer Unterführung in Falkenbrück, an der eine Pfütze zu gross war und eine Umleitung zu viel versprach. Oder am Bahnhof von Hohenfeld, wo ein Junge sein Handy lud, ein Wasserkocher eine Sicherung überforderte und eine Frau mit Kinderwagen zehn Minuten Wärme brauchte, ohne etwas über sich erzählen zu wollen. Vielleicht begann es auch in Lindenau, als Frau Falk Papierbecher neben einen Wasserspender stellte und Klaus erkannte, dass eine offene Tür nicht dieselbe Sache war wie ein Raum, der für andere wirklich benutzbar war. Es spielte keine grosse Rolle, welcher Anfang der richtige war. Wichtiger war, dass die Orte später nicht so taten, als hätten sie denselben. In Falkenbrück stand an manchen Sonntagen noch immer der kleine Tisch im Treffpunkt Uferstrasse 8. Es gab Tee, Wasser, den Fensterplatz und die Regel, dass niemand vorgestellt werden musste. An anderen Sonntagen hing an der Tür ein Schild: **Heute nicht offen. Nächste Rückmeldung bis Freitag.** Manche fanden das schade. Manche fanden es beruhigend. Niemand musste raten, ob die Tür nur deshalb geschlossen war, weil

jemand vergessen hatte, aufzuschliessen. Hohenfeld öffnete den Warteraum nicht jede Woche. Im Winter öfter als im Sommer, wenn die Bahnverbindungen schlecht waren, die Kiosktür zu blieb und die Fenster im alten Ladenlokal beschlugen. Es gab dort keine langen Gesprächsrunden. Es gab Steckdosen, Bänke, Wasser und manchmal die Bitte, keinen Wasserkocher an die falsche Leiste zu hängen. Menschen kamen für sieben Minuten oder für eine Stunde. Manche kamen wieder. Manche nicht. Beate hatte irgendwann aufgehört, daraus eine Geschichte zu machen, die ihr gehörte. In Lindenau stand die Uhr im Gemeindefoyer inzwischen wieder richtig. Das machte Herrn Grönert nicht weniger glücklich, obwohl er nur selten dort war. Klaus schloss nicht mehr automatisch auf. Er hatte sich daran gewöhnen müssen, am Aushang vorbeizugehen, auf dem stand, dass das Foyer diesen Sonntag geschlossen bleibe, weil niemand den Schlüssel übernehmen konnte. Erst fühlte es sich an, als lasse er Menschen im Stich. Dann bemerkte er, dass die Absage niemanden verliess, wenn sie früh genug sichtbar war. Sie bedeutete nur, dass ein Ort seine Grenze kannte. Später kam ein vierter Ort hinzu. Keine Gemeinde, kein Nachbarschaftshaus, kein Bahnhofsladen. Nur eine überdachte Bushaltestelle südlich von Hohenfeld. Die Apotheke stellte dort eine Bank hin, nachdem eine Frau aus dem Ort lange genug gefragt hatte, wer das eigentlich entscheiden könne. Die Bank hatte kein Schild. Sie hatte auch keinen Schlüssel. Aber neben ihr hing ein kleiner wetterfester Rahmen.

**Die Bank ist da. Der Bus fährt um 12:10, 14:10 und 16:10.
Wenn etwas nicht stimmt, sagt die Apotheke bis Donnerstag
Bescheid, wer es prüft.**

Manche hielten das für eine sehr kleine Verbesserung. Diejenigen, die bei Regen auf der Stufe der Apotheke gesessen hatten, hielten es für etwas anderes.

Die Fragen wanderten weiter. Nicht regelmässig genug, um einen Kalender zu ergeben, und nicht unregelmässig genug, um verloren zu gehen. Einmal fragte Lindenau, wie man einem Ort nach einer Pause wieder vertraute. Ein anderes Mal fragte Hohenfeld, was passierte, wenn jemand den Warteraum benutzte, um dort die ganze Nacht bleiben zu wollen. Falkenbrück fragte, wie ein offener Tisch sich verändert, wenn dieselben Menschen beginnen, die neuen Besucher:innen freundlich, aber entschieden in ihre Gespräche hineinzuziehen. Es kamen Antworten. Keine davon war vollständig. Es kamen auch Sätze wie: *Das wissen wir nicht.* Und: *Bei uns hat es nicht funktioniert.* Und: *Wir haben es eine Zeit lang anders gemacht und dann wieder gelassen.* Diese Sätze wurden nicht als Niederlagen abgeheftet. Sie gehörten zur Verbindung dazu. Dr. Neumann bekam keine zentrale Seite und keine gemeinsame Ansprechperson. Sie bekam eine Antwort, die zunächst weniger effizient wirkte. Später überzeugte sie ihre Koordinierungsstelle, eine kleine Reisekasse einzurichten. Kein Programm, kein Wettbewerb, keine Mindestzahl an geöffneten Türen. Nur Fahrkarten, wenn Menschen aus einem Ort in einen anderen fahren wollten, um zu sehen, wie ein Raum dort tatsächlich klang, roch oder sich schloss. Einige reisten. Viele nicht. Auch das war erlaubt. Rike und Noah fuhren einmal nach Hohenfeld, als die Birken am Bahnhof gelb wurden. Sie saßen auf einer der Bänke, ohne etwas zu moderieren. Noah sah einem Jungen zu, der sein Telefon lud und währenddessen auf die Anzeigetafel schaute. Rike betrachtete den kleinen Zettel an der Tür, auf dem stand, dass der Raum um drei schloss, weil Cem später einen Zug

erreichen musste. „Früher hätte ich gedacht, das wäre eine Einschränkung“, sagte Noah. „Ist es auch“, sagte Rike. „Aber keine versteckte.“ „Nein.“ Sie blieben nicht lange. Sie mussten auch nicht. An einem anderen Sonntag gingen sie in Falkenbrück getrennte Wege. Rike sass mit einem Buch am Fluss, weil sie nichts vereinbart hatte. Noah sah mit Yusuf einen Film, den sie beide schlecht fanden und über den sie danach überraschend lange redeten. Am Abend trafen Rike und Noah sich in der Küche. „War dein Tag gut?“, fragte Noah. Rike dachte kurz nach. „Er war frei genug“, sagte sie. Noah nickte. „Meiner auch.“ Es war kein grosser Satz. Er löste nichts auf. Aber er verlangte auch keine zusätzliche Erklärung. Von oben betrachtet hätten die Orte vielleicht wie kleine, unverbundene Punkte ausgesehen. Ein Tisch am Fluss. Ein Warteraum am Bahnhof. Ein Gemeindefoyer mit Papierbechern. Eine Bank an einer Bushaltestelle. Dazwischen Strassen, Schienen, Regen, geschlossene Türen, unzuverlässige Heizungen und Menschen, die nicht immer wussten, wohin mit ihrem Sonntag. Es gab keine Linie, die alles zusammenband. Es gab nur Wege, die manchmal gekreuzt wurden. Manche Menschen nannten das keine Bewegung. Sie hatten recht, wenn sie damit einen Apparat meinten, einen Namen, ein Büro oder ein Banner, das bei jedem Wetter vor einem Rathaus hing.

Andere sahen etwas, das sich schwerer zählen liess: Orte, die einander nicht kopierten; Menschen, die bei einer Pause nicht sofort Schuld suchten; Fragen, die weitergegeben wurden, ohne dass jemand ihre Antwort besass. Vielleicht war das eine Bewegung. Vielleicht war es nur Aufmerksamkeit, die nicht mehr allein bleiben wollte. Am Ende eines Winters klebte an der Tür des Treffpunkts Uferstrasse 8 ein neues Blatt. Es war nicht besonders schön gestaltet. Der Rand war schief. Der Filzstift hatte an einer Stelle zu viel Tinte

abgegeben.

Heute offen bis 13 Uhr. Danach geschlossen, weil der Raum für eine private Feier gebraucht wird. Nächster Sonntag: noch nicht entschieden. Rückmeldung bis Mittwoch.

Unter dem Blatt stand eine Frau mit einer roten Mütze. Sie las den Text, zog die Mütze tiefer und ging hinein. Im Raum sass jemand am Fenster. Jemand las. Jemand wartete. Jemand stellte eine Tasse ab, ohne zu fragen, ob sie gespült werden müsse. Und draussen ging die Stadt weiter, ohne dass daraus ein Auftrag werden musste.

Epilog-Merksatz: Eine Bewegung wird nicht dadurch gross, dass sie überall gleich aussieht. Sie wird gross genug, wenn Menschen an vielen Orten lernen, einander Platz zu lassen – auch für Pausen, Grenzen und unterschiedliche Sonntage.

Bonusgeschichten

Bonusgeschichte: Die Karte auf dem Kühlschrank

Zwei Jahre später war der Sonntag nicht freier geworden. Rike und Noah hatten nur gelernt, ihn nicht mehr wie einen Beweis zu behandeln. An dem Sonntag, an dem Rike den Brief aus Hohenfeld fand, regnete es so ordentlich, dass selbst Noah nichts gegen einen Tag in der Wohnung einzuwenden hatte. Er hatte es versucht. „Wir könnten später zum Markt gehen“, hatte er um neun Uhr gesagt, als sie beide noch in Schlafsachen in der Küche standen. Rike hatte aus dem Fenster gesehen. Der Markt lag hinter einer grauen Wand aus Wasser. „Wir könnten später auch beobachten, wie der Markt auf uns verzichtet.“ Noah hatte genickt. „Das wäre fair.“ Zwei Jahre zuvor hätte einer von ihnen vermutlich trotzdem einen Regenschirm gesucht. Noah, weil eine Idee nicht wegen eines Wetters aufgeben sollte. Rike, weil die Absage eines Plans sonst nach einem ungelösten Problem roch. Jetzt stand die Kanne auf dem Herd, das Wasser begann zu rauschen, und niemand machte aus dem Regen eine Prüfung ihrer Beziehung. Der Brief lag im Hausflur auf der Ablage. Kein offizieller Umschlag, kein Logo, nur ein braunes Kuvert mit Beates Schrift. Rike öffnete ihn erst nach dem Frühstück.

Liebe Rike, lieber Noah, unser Warteraum pausiert von November bis Januar. Nicht weil etwas passiert ist, sondern weil in diesem Winter niemand von uns die Schlüsselzeiten, die Heizung und die veränderten Bahnzeiten zuverlässig tragen kann. Wir haben es an

die Tür geschrieben. Cem übernimmt im Februar vielleicht wieder zwei Sonntage, Friederike weiss es noch nicht. Das ist alles, was wir sagen können. Ich wollte euch nicht um Rat bitten. Ich wollte nur, dass ihr es wisst. Und dass ihr nicht denkt, wir hätten aufgegeben.

Herzlich, Beate Unter dem Brief lag eine kleine Karte, kaum grösser als eine Postkarte. Auf der Vorderseite war ein Foto des Bahnhofsladens. Das Schild am Fenster war mit Kreppband überklebt. Darauf stand: **PAUSE BIS FEBRUAR. NÄCHSTE RÜCKMELDUNG AM**

20. JANUAR. DANKE, DASS IHR DEN RAUM BISHER

MIT UNS GETEILT HABT.

Noah las die Karte zweimal. „Das ist ein sehr gutes Schild“, sagte er. „Ja.“ „Und es macht mich traurig.“ „Mich auch.“ Sie standen nebeneinander am Küchenfenster. Draussen bog ein Lieferwagen zu schnell um die Ecke. Die Strassenbahn klingelte, obwohl niemand auf den Gleisen stand. Auf dem Kühlschrank hing noch immer die leere Karte vom überregionalen Treffen. Inzwischen war sie nicht mehr leer. Sie war voll mit Fragen in unterschiedlichen Handschriften, die sich überlappten und am Rand abbrachen. Noah nahm Beates Karte und hielt sie daneben.

„Wir könnten ihr schreiben, dass wir für Januar nach Hohenfeld fahren. Vielleicht einen Sonntag übernehmen.“ Rike sagte nichts. Er sah sie an. „Nicht als Rettung. Einfach als Besuch. Wir könnten aufschliessen, Tee machen, sehen, ob jemand kommt.“ „Noah.“ „Ich weiss.“ „Weisst du?“ Er setzte die Karte wieder ab. „Ich weiss, dass wir nicht die Lücke füllen sollen.“ „Und warum willst du es

trotzdem sofort?“ Noah lehnte sich gegen die Arbeitsplatte. „Weil ich den Bahnhofsladen mag. Weil ich Beate mag. Weil eine Pause auf einem Schild besser ist als eine unsichtbare Pause, aber sie bleibt trotzdem eine Pause. Und weil ich gern glauben würde, dass wir helfen können, ohne wieder alles an uns zu ziehen.“ Rike nickte langsam. Das war mehr, als sie früher voneinander bekommen hatten. Nicht die richtige Antwort, aber der ganze Satz davor. „Ich verstehe das“, sagte sie. „Aber?“ „Aber Beate hat ausdrücklich geschrieben, dass sie nicht um Rat bittet. Wenn wir jetzt sofort anbieten, ihren Januar zu übernehmen, machen wir aus ihrer Information wieder eine Aufforderung an uns.“ Noah sah auf die Karte. „Vielleicht würde sie sich freuen.“ „Vielleicht. Aber das wissen wir nicht.“ „Wir könnten fragen.“ „Ja.“ Der Satz blieb zwischen ihnen. Rike merkte, dass ihr Kopf schon bei einer Formulierung war. *Wenn es euch entlastet, können wir...* Sie konnte die Mail fast sehen, freundlich, vorsichtig, nicht zu lang. Ein Beitrag ohne Zugriff, würde sie sich sagen. Aber sie kannte auch die andere Bewegung: Wer eine gute Formulierung fand, hatte nicht automatisch das Recht, den Raum damit zu betreten. „Ich möchte heute nicht schreiben“, sagte sie. Noah nickte sofort. Dann nicht ganz so sofort, dass es wie Gleichgültigkeit aussah. „Okay.“ „Ich will nicht sagen, dass wir nie helfen dürfen.“ „Ich weiss.“ „Ich will nur, dass Beates Pause erst einmal eine Pause sein darf. Wenigstens bis morgen.“ Noah lächelte schief. „Du führst eine Bedenkzeit für Hilfsangebote ein.“ „Vielleicht.“ „Mit Mindestdauer?“ „Bitte mach daraus keine Verordnung.“ „Ich wollte gerade eine erstellen.“ Sie lachte. Das Lachen war kurz, aber nicht dünn. Später sass Rike am Esstisch und hörte eine Rohfassung für die Redaktion. Sie arbeitete inzwischen nur noch an drei Tagen in der Woche fest, die anderen zwei Tage verbrachte sie mit kleineren Audioarbeiten, wenn sie Lust

darauf hatte und nicht, weil ein leerer Nachmittag sofort einen Auftrag brauchte. Heute hatte sie keine Lust. Sie schloss den Laptop nach neun Minuten. Noah stand im Wohnzimmer und sortierte Filmprogramme für das kleine Kino, in dem er inzwischen nicht nur Karten abriss, sondern einmal im Monat eine Reihe mit alten Stadtfilmen kuratierte. Auf dem Couchtisch lagen vier Vorschläge für den Frühling. „Was meinst du?“, rief er. Rike stand in der Tür. „Wozu?“ „Ob wir im März die Reihe über Wartesäle machen sollen.“ Rike blieb stehen. „Du willst Hohenfeld nicht retten, aber du willst einen Filmabend über Warteräume machen?“ Noah sah auf die Programme. „Das war... vermutlich kein Zufall.“ „Nein.“ Er setzte sich aufs Sofa. „Ich glaube, ich suche gerade einen Weg, etwas damit zu tun.“ „Ja.“ „Und es nervt mich, dass du das so schnell siehst.“ „Mich nervt manchmal, dass ich es so schnell sehe.“ Noah sah sie an. „Willst du, dass ich die Reihe nicht mache?“ Rike dachte nach. Es war die falsche Frage, und beide wussten es.

Trotzdem war sie ehrlich. „Ich will, dass du sie nicht machst, um deine Traurigkeit über eine Pause produktiv zu machen“, sagte sie. „Wenn du Filme über Wartesäle zeigen willst, weil dich das Thema wirklich interessiert, mach es. Aber dann lass Hohenfeld Hohenfeld sein. Kein Spendenaufruf im Foyer. Kein ‚in Solidarität mit‘ auf dem Plakat. Kein Beweis, dass du etwas getan hast.“ Noah nahm die Karte mit dem Filmprogramm in die Hand. „Das kann ich.“ „Bist du sicher?“ „Nein. Aber ich kann es prüfen.“ Rike setzte sich neben ihn. „Das reicht mir gerade.“ Sie saßen eine Weile da. Der Regen lief schräg am Fenster herunter. Auf dem Couchtisch lag ein Film über eine Frau, die sechs Stunden auf einen Anschlusszug wartete, ohne dass jemand ihr erklärte, was sie daraus lernen sollte. „Der Film wäre gut“, sagte Rike. „Ohne Solidaritätsbanner?“ „Ohne.“ Am

Nachmittag klingelte es. Vor der Tür stand Samir mit einer nassen Kapuze, einem Schraubenzieher in der Jackentasche und einem Pappbecher Kaffee, der aussah, als habe er seit dem Morgen auf seine Wiederverwertung gewartet. „Ich war in der Nähe“, sagte er. Noah sah zum Regen. „Du bist nie in dieser Nähe.“ „Heute schon.“ Samir trat ein, zog die Schuhe aus und sah Beates Karte auf dem Kühlschrank. „Hohenfeld pausiert?“ „Bis Februar“, sagte Rike. Samir nickte. „Vernünftig.“ Noah blickte ihn an. „Du findest das wirklich nur vernünftig?“ Samir nahm die Karte ab und las sie. „Nein. Ich finde es schade. Aber sie haben es geschrieben. Was soll man sonst von hier aus machen?“ Noah sagte nichts. Samir ging zur Kaffeekanne. „Ihr wollt hinfahren, oder?“ Rike sah Noah an. Noah sah Rike an. „Wir haben darüber nachgedacht“, sagte Rike. „Nicht heute“, ergänzte Noah. Samir schenkte sich Kaffee ein, ohne zu fragen, ob noch genug da war. „Ich glaube, wenn sie Hilfe wollen, sagen sie es schon. Beate schreibt ziemlich eindeutig.“ „Du bist heute sehr gut darin, Grenzen anderer Menschen zu vertrauen“, sagte Noah. Samir nahm einen Schluck. „Ich übe.“ Sie setzten sich zu dritt an den Esstisch. Es gab keinen Grund für Samirs Besuch. Er hatte keine Frage, kein Projekt, keine dringende Nachricht. Nach einer halben Stunde erzählte er, dass die Werkstatt im Winter wahrscheinlich mittwochs später schliessen würde, weil die Heizkosten gestiegen waren. Noah fragte, ob das schlimm sei. Samir sagte: „Nicht wenn wir es vorher sagen.“ Dann sprachen sie über einen kaputten Fahrradständer, einen Film, den Noah zeigen wollte, und darüber, ob ein Sonntag, an dem man nur Kaffee trank und den Regen ansah, als verschwendet gelten konnte. „Kommt drauf an, ob du Kaffee magst“, sagte Samir. Später, als er gegangen war, stellte Rike Beates Karte mit einem Magneten neben die volle Fragekarte. Noah sah zu. „Sieht gut aus“, sagte er. „Das ist kein

Gestaltungsurteil, oder?“ „Natürlich nicht.“ „Lügner.“ Er kam zu ihr und lehnte die Stirn kurz gegen ihre Schulter. „Was machen wir heute Abend?“ Rike sah auf den Regen, auf die Karten, auf die beiden nicht abgewaschenen Tassen. Früher hätte sie die Frage für eine versteckte Prüfung gehalten. Er meinte nicht: *Was machen wir Schönes?* Er meinte nicht: *Wie nutzen wir den Rest des Tages?* Er fragte nur, was sie wollte. „Ich weiss es noch nicht“, sagte sie. „Gut“, sagte Noah. „Gut?“ „Gut, dass du es weisst.“ Rike drehte sich zu ihm. „Das ist ein schlechter Satz.“ „Ich arbeite daran.“ Sie gingen nicht zum Markt. Sie fuhren nicht nach Hohenfeld. Noah machte keine Mail, Rike keine Karte und Samir keine zusätzliche Öffnung aus seinem Besuch. Gegen Abend wurde der Regen schwächer. Die Strasse glänzte, die Strassenbahn fuhr, ein paar Menschen gingen schnell und ohne sichtbaren Plan über den Platz. Rike und Noah standen am Fenster. „Morgen können wir Beate schreiben“, sagte Noah. „Vielleicht.“ „Vielleicht auch erst nächste Woche.“

„Vielleicht.“ „Und vielleicht einfach nur: Danke, dass du uns Bescheid gesagt hast.“ Rike sah ihn an. „Das wäre eine gute Mail.“ „Nicht zu viel?“ „Nicht zu viel.“ Am Montag schrieben sie genau diesen Satz. Beate antwortete drei Tage später: *Danke. Das reicht gerade.*

Rike las die Antwort im Büro. Noah las sie im Vorführraum des Kinos, kurz bevor der erste Film begann. Keiner von beiden schrieb sofort zurück. Sie mussten es auch nicht. Die Karte blieb auf dem Kühlschrank. Nicht als Erinnerung daran, was sie hätten retten können. Sondern als Hinweis darauf, dass jemand anders eine Pause sichtbar gemacht hatte – und dass es manchmal die freundlichste Form von Nähe war, diese Pause nicht mit den eigenen Händen zu füllen.

Bonus-Merksatz: Zwei Jahre später ist eine Grenze nicht weniger liebevoll, nur weil sie keine sofortige Aufgabe für die Menschen daneben erzeugt.

Bonusgeschichte: Die Bank unter dem Dach

In einer grossen Stadt war ein freier Sonntag nicht unbedingt still. Manchmal war er nur der Tag, an dem die Schichten anders durch die Strassen liefen. Nordan hatte sonntags nicht weniger Lärm. Es hatte nur andere Lücken. Die Lieferwagen standen später vor den Häusern, die U-Bahn fuhr seltener, die Rollläden der Bäckereien blieben länger unten. Vor dem Kiosk an der Kreuzung Hafenstrasse und Schillerbogen warteten Menschen auf Nachtbusse, auf Freunde, auf eine Nachricht, auf den Beginn einer Schicht oder darauf, dass eine Schicht endlich aufhörte. Im Innenhof des alten Gesundheitszentrums, das inzwischen zur Hälfte aus Praxen, einer Sprachschule und einer Beratungsstelle bestand, gab es ein Vordach. Darunter standen zwei Betonbänke, ein Getränkeautomat und eine Metalltür, die an Werktagen zum Treppenhaus führte. Sonntags war die Tür geschlossen. Die Bänke waren trotzdem da. Lina Noor kannte den Innenhof, weil sie im dritten Stock der Sprachschule samstags Schreibkurse gab. An Sonntagen arbeitete sie manchmal in einem kleinen Online-Magazin. Meistens arbeitete sie sonntags nicht, aber sie sass trotzdem oft mit ihrem Laptop am Küchentisch, weil der Laptop dort lag und weil es bequemer war, den Deckel nicht ganz zu schliessen. An diesem Sonntag ging sie nur deshalb durch den Hof, weil es zu regnen begann und sie den Weg zur U-Bahn abkürzen wollte. Unter dem Dach sassen drei Menschen auf den Betonbänken. Ein Mann in einer orangefarbenen Lieferjacke hatte den Kopf an die Wand gelehnt und die Augen geschlossen.

Neben ihm stand eine Thermotasche. Eine Frau mit einem kleinen Koffer telefonierte leise in einer Sprache, die Lina nicht verstand. Auf der anderen Bank sass ein Junge mit einem Fahrradhelm auf dem Schooss und hielt ein Telefon so fest, als müsse es gleich noch etwas entscheiden. Über der geschlossenen Metalltür hing ein Schild: **ZUTRITT NUR FÜR Mieter:innen.**

Darunter stand mit schwarzem Filzstift: **DANN WOHNTE HIER DOCH JEMAND.**

Lina blieb stehen. Der Satz war nicht besonders schön geschrieben. Er stand schief, weil die Person, die ihn geschrieben hatte, vermutlich nicht wollte, dass er wie ein Aushang aussah. Vielleicht wollte sie auch nur, dass er jemandem auffiel. Lina dachte an die Nachricht von Beate aus Hohenfeld, die zwei Monate zuvor in der rotierenden Fragegruppe aufgetaucht war: *Was braucht ein Ort, an dem Menschen nur sehr kurz bleiben und sich trotzdem nicht wie Störungen fühlen?*

Darunter hatte jemand aus Falkenbrück geschrieben: *Vielleicht zuerst die Erlaubnis, da zu sein, ohne das Bleiben begründen zu müssen.*

Lina hatte den Satz gelesen und ihn schön gefunden. Sie hatte nicht gewusst, was er in Nordan bedeuten sollte. Jetzt sah sie die Betonbänke an. Am Abend rief sie ihre Freundin Elin an. „Ich glaube, wir brauchen keinen Sonntagstisch“, sagte Lina. „Das ist erstaunlich, weil ich nie dachte, wir brauchen einen.“ „Unter dem Gesundheitszentrum sitzen sonntags Leute im Regen unter einem Dach, aber da hängt ein Schild, das sagt, sie dürfen eigentlich nicht da sein.“ Elin schwieg kurz. „Du willst das Schild ändern?“ „Ich weiss nicht. Vielleicht.“ „Wem gehört das Dach?“ „Einer

Eigentümergeinschaft, glaube ich. Oder der Praxis. Oder der Stadt. In Nordan gehören Dinge selten nur einer Person, aber sehr oft niemandem, der gerade erreichbar ist.“ „Das klingt kompliziert.“ „Ja.“ „Dann willst du bestimmt morgen schon drei Mails schreiben.“ Lina sah zu ihrem Laptop. „Vielleicht.“ „Du bist nicht verpflichtet, aus jedem Satz an einer Wand ein Projekt zu machen.“ Lina lächelte, obwohl Elin es nicht sehen konnte. „Das weiss ich.“ „Gut. Ich erinnere dich nur.“ Am Dienstag schrieb Lina trotzdem zwei Mails. Eine an die Hausverwaltung und eine an die Leiterin der Sprachschule, Frau Rocha. Nicht, weil sie wusste, was die Lösung sein sollte. Sie schrieb nur, dass die Betonbänke am Sonntag sichtbar genutzt würden, dass das Schild Menschen wegschicke, die längst da seien, und dass sie gern wissen würde, wer für den Innenhof zuständig sei. Frau Rocha antwortete am selben Nachmittag. *Liebe Frau Noor, der Hof ist kompliziert. Ich frage seit Monaten, ob die Tür sonntags für unsere Teilnehmenden offen sein darf. Wir dürfen aber nicht einfach aufschliessen. Für die Bänke ist die Eigentümergemeinschaft zuständig, für den Durchgang die Verwaltung der Praxisräume, für den Getränkeautomaten offenbar eine Firma in Lichtenau. Wenn Sie eine klare Auskunft bekommen, sagen Sie mir bitte Bescheid.*

Lina las die Mail dreimal. Sie war so ehrlich, dass sie fast zynisch wirkte. Aber sie war nicht zynisch. Frau Rocha hatte einfach nicht so getan, als gäbe es eine zuständige Person, wenn es gerade keine gab. Eine Woche später saßen Lina, Elin und Frau Rocha an einem kleinen Tisch in der Sprachschule. Ausserdem kamen Amir, der in einem Café am Hafen arbeitete und oft am Sonntagabend seine Schwester am U-Bahnhof abholte, und Caro, die im Nachbarhaus wohnte und den Innenhof vor allem deshalb kannte, weil ihr Hund

dort jeden Morgen entschied, welche Taube seine politische Gegnerin war. Lina hatte keine Präsentation vorbereitet. Sie hatte drei Fotos mitgebracht: das Dach, die Bänke, das Schild. „Wir sollten nicht so tun, als könnten wir den Hof öffnen“, sagte Frau Rocha. „Das können wir nicht. Nicht ohne Beschluss, Schlüssel und Versicherung.“ „Aber wir können vielleicht das Schild nicht noch unfreundlicher machen“, sagte Caro. „Wir können kein fremdes Schild überkleben“, sagte Amir.

„Nein“, sagte Lina. „Aber wir können fragen, ob die Bänke als Aufenthaltsbereich ausgewiesen werden können. Und wir können überlegen, ob es eine kleine Lichtquelle, einen Aushang für den Nachtbus und einen wetterfesten Hinweis gibt, der keine falsche Einladung ist.“ Elin sah sie an. „Das klingt sehr nach einem Mini-Projekt.“ „Ich weiss.“ „Und ist es schon eins?“ Lina dachte nach. „Noch nicht. Vielleicht ist es erst eine Frage an einen Hof.“ Amir lachte. „Nordan reagiert auf Fragen an Höfe sehr langsam.“ Das tat die Stadt auch. Vier Wochen hörte niemand von der Hausverwaltung. Zwei Menschen fragten per Mail, warum es kein Licht unter dem Dach gebe. Frau Rocha leitete beide Anfragen weiter. Lina schrieb keine dritte Erinnerung, obwohl sie es wollte. Sie hatte ihre Frage gestellt. Die Tatsache, dass keine Antwort kam, war inzwischen selbst eine Information. Dann kam eine Mail von einer Person namens Herr Bender, die mit **Objektkoordination Süd** unterschrieben war.

Die Bänke im Innenhof sind öffentlich nutzbar, sofern der Durchgang freigehalten wird. Eine Kennzeichnung ist grundsätzlich möglich. Für Beleuchtung und Aushänge benötigen wir einen abgestimmten Vorschlag. Bitte beachten Sie, dass der Innenhof keine Aufenthaltsfläche im rechtlichen Sinne ist.

Lina las den letzten Satz laut vor. „Was ist er dann?“, fragte Caro. Amir sagte: „Ein Ort, an dem Menschen sich aufhalten, aber bitte nicht zu amtlich.“ Frau Rocha schrieb Herrn Bender zurück. Sie fragte nicht nach einer Umwidmung, nicht nach einer Daueröffnung, nicht nach einem Sozialraum. Sie fragte nur, ob drei Dinge erlaubt seien: 1. ein kleiner wetterfester Aushang mit Buszeiten, einer Information zur öffentlichen Nutzbarkeit der Bänke und einer Kontaktadresse für Schäden; 2. eine solarbetriebene Leuchte unter dem Dach; 3. zwei zusätzliche Stühle, die während der Öffnungszeiten der Sprachschule herausgestellt und abends wieder weggeräumt würden. Herr Bender antwortete zwei Wochen später. Die Leuchte sei möglich. Der Aushang sei möglich, wenn er keine Einladung in die geschlossenen Räume suggeriere. Die Stühle seien möglich, wenn jemand sie verantwortlich wegstelle. „Da ist es“, sagte Elin, als sie die Mail las. „Der Auftrag.“ Lina spürte, wie sich alles in ihr nach Zuständigkeit sortieren wollte. Wer stellte die Stühle? Wer kontrollierte die Leuchte? Wer aktualisierte die Buszeiten? Wer war Kontaktadresse? Wer vertrat wen? Sie sah zu Frau Rocha. „Die Sprachschule kann die Stühle nicht jeden Sonntag machen“, sagte Frau Rocha sofort. „Samstags und an drei Sonntagsterminen schon. Aber nicht als Dauerleistung.“ Amir sagte: „Ich kann nicht jeden Sonntag. Ich arbeite oft abends.“ Caro sagte: „Ich wohne daneben, aber ich will nicht die Frau werden, die immer die Hofbank beaufsichtigt.“ Lina nickte. Der Satz war wichtig. Nicht weil Caro besonders etwas verweigerte. Sondern weil sie ihn sagte, bevor jemand ihre Nähe zum Hof in eine unendliche Verfügbarkeit übersetzte.

„Dann machen wir keine Stühle als Regel“, sagte Lina. „Wir machen nur den Aushang und die Leuchte. Die Bänke sind immer da. Alles

Weitere darf kommen, wenn es jemand ausdrücklich übernehmen will.“ Elin sagte: „Das ist weniger gemütlich.“ „Vielleicht“, sagte Lina. „Aber ehrlicher.“ Der Aushang hing an einem Freitag im November unter dem Vordach. Er war nicht gross. Er hatte keinen Namen und kein Logo. Oben stand in deutscher, englischer und einfacher Bildsprache: **DIE BÄNKE UNTER DEM DACH SIND ÖFFENTLICH NUTZBAR. BITTE DEN DURCHGANG FREI LASSEN. NACHTBUSSE: 0:10 / 1:10 / 2:10 DIE TÜR BLEIBT GESCHLOSSEN. DIE BÄNKE SIND DA. WENN ETWAS KAPUTT IST: [Kontaktadresse der Objektkoordination]** Darunter stand in kleinerer Schrift: **Du musst nicht erklären, warum du wartest.**

Lina hatte lange über dem letzten Satz gezögert. Er war aus der anderen Bewegung gekommen. Er war nicht in Nordan entstanden. Amir hatte gesagt: „Der Satz passt. Aber nicht, weil er aus Falkenbrück kommt. Sondern weil hier Leute stehen, die dauernd gefragt werden, ob sie auf jemanden warten, ob sie rauchen, ob sie hier wohnen, ob sie Ärger machen.“ Frau Rocha hatte ergänzt: „Dann muss er vielleicht nicht auf Deutsch allein stehen.“ Sie hatten den Satz nicht übersetzt. Nicht, weil Übersetzung unwichtig gewesen wäre. Sondern weil sie sich nicht zutrauten, ohne Menschen aus dem Hof die richtigen Sprachen auszuwählen. Stattdessen hing daneben ein leeres Feld: **Wie sollte dieser Satz hier heissen?**
Vorschläge bitte in die Box der Sprachschule während der Öffnungszeiten.

Am ersten Sonntag mit dem neuen Aushang regnete es wieder. Lina stand auf der anderen Strassenseite unter dem Vordach einer Apotheke und beobachtete den Hof. Sie hatte sich mit Elin verabredet, nicht hinzugehen. Nicht, weil Beobachtung etwas

Verbotenes war. Sondern weil sie nicht hinter jedem Menschen stehen wollte, der die Bänke las, als müsse deren Nutzung nun eine Prüfung bestehen. Unter dem Dach sass der Mann in der orangefarbenen Lieferjacke. Vielleicht war es derselbe wie beim ersten Mal, vielleicht nicht. Eine junge Frau mit Kopfhörern stand an der Wand. Ein älterer Mann las die Buszeiten und setzte sich. Zwei Teenager stellten ihre Räder ab und betrachteten die Leuchte, als handele es sich um ein besonders kleines Versprechen der Stadt. Eine von ihnen las den letzten Satz. „Was soll das heissen?“, fragte sie. Der andere zuckte mit den Schultern. „Dass man da sitzen kann.“ „Aber das sieht man doch.“ „Vielleicht sehen Erwachsene sowas nicht.“ Sie setzten sich auf die Bank und sahen auf ihre Handys.

Lina spürte eine Erleichterung, die sofort zu gross werden wollte. Sie hätte sie gern festgehalten. Als Beweis, dass der Aushang richtig war. Dass die Mailketten, die Bänke, die Leuchte und die zu vielen Gespräche nicht umsonst gewesen waren. Dann kam ein Mann aus dem Gesundheitszentrum und stellte sich unter das Dach, weil er rauchen wollte. Er sah den Aushang, sah die Jugendlichen, sah die Bänke und ging wieder. Nichts Grosses geschah. Der Durchgang blieb frei. Die Tür blieb geschlossen. Die Bänke waren da. Am Montag fand Lina in der Box der Sprachschule einen Zettel. Jemand hatte in schwarzer Schrift aufgeschrieben: **Hier darf man kurz sein.**

Darunter stand ein Wort in einer Sprache, die Lina nicht kannte. Daneben ein weiteres Wort. Und darunter in krakeliger Schrift: **Keine Frage.**

Lina nahm den Zettel nicht mit nach Hause. Sie legte ihn auf Frau Rochas Tisch und schrieb ihr eine Nachricht: *Wir sollten erst fragen, bevor wir etwas daraus machen.* Frau Rocha antwortete: *Ja. Danke, dass du das weisst.* Am Abend sassen Lina und Elin auf dem Boden ihrer Wohnung. Zwischen ihnen lag eine Pizza, deren Karton so gross war, dass er wie ein Tisch wirkte, aber keiner von beiden erwähnte es. „Also“, sagte Elin. „Hast du jetzt eine städtische Bewegung gegründet?“ Lina lachte. „Wir haben ein Schild aufgehängt.“ „Mit einer Leuchte.“ „Und zwei Bänken, die vorher schon da waren.“ „Sehr bescheiden.“ Lina nahm ein Stück Pizza. „Es fühlt sich nicht wie wenig an.“ Elin nickte. „Vielleicht ist es auch nicht wenig. Vielleicht ist es nur klein genug, dass niemand daran verloren gehen muss.“ Draussen fuhr der Nachtbus vorbei. Unter dem Dach am Gesundheitszentrum sass vermutlich noch jemand. Oder niemand. Die Tür war weiter geschlossen. Die Bänke waren weiter da. Und in der Stadt, in der jeder Ort sofort eine Funktion haben sollte, gab es für einen Moment eine Bank, auf der man kurz sein durfte.

Bonus-Merksatz: In einer grossen Stadt muss ein offener Ort nicht alles auffangen. Manchmal beginnt er damit, dass eine kleine, ehrliche Infrastruktur niemanden mehr fortschickt, der ohnehin schon da ist.

Bonusgeschichte: Der Mann, der das Schild für eine Ausrede hielt

Herr Bender hielt Dinge lieber für klar geregelt, bevor sie ihm zeigten, dass Klarheit und Gleichgültigkeit nicht dasselbe waren. Herr Bender mochte keine Zettel an Türen. Nicht aus ästhetischen Gründen. Ästhetische Gründe hielt er für etwas, das Menschen vorschoben, wenn sie nicht sagen wollten, dass sie eine Schriftart unsympathisch fanden. Herr Bender mochte keine Zettel, weil aus Zetteln häufig Zuständigkeiten wurden, die niemand mehr finden konnte. Ein Zettel sagte zum Beispiel: **BITTE NICHT STÖREN.** Dann rief jemand an, weil er gestört worden war. Ein anderer Zettel sagte: **HEUTE GESCHLOSSEN.** Dann stand eine Frau davor und fragte, wer den Schlüssel habe. Und wenn ein Zettel sagte: **DIE BÄNKE UNTER DEM DACH SIND ÖFFENTLICH NUTZBAR,** dann bekam Herr Bender als Objektkoordinator Süd innerhalb von drei Tagen vier Mails. Die erste kam von einem Mieter der Physiotherapiepraxis.

Sehr geehrter Herr Bender, seit wann handelt es sich beim Innenhof um einen öffentlichen Aufenthaltsbereich? Ich befürchte eine zunehmende Verschmutzung und Sicherheitsprobleme.

Die zweite kam von einer Frau, deren Absendername nur aus einem Vornamen und drei Ausrufezeichen bestand.

Endlich sitzt man da nicht mehr, als hätte man etwas falsch gemacht!!! Aber die Lampe ist zu dunkel.

Die dritte war von Frau Rocha aus der Sprachschule.

Danke für die Genehmigung. Wir sammeln noch Vorschläge, wie der Hinweis vor Ort in den Sprachen des Quartiers verständlich wird. Wir entscheiden darüber nicht allein.

Die vierte kam von der Reinigungsfirma.

Bitte klären: Wer ist für weggeworfene Becher unter dem Vordach verantwortlich?

Herr Bender sah die vier Mails auf seinem Bildschirm an und dachte:

Genau das. Ein Schild, und schon hatte der Innenhof ein Eigenleben. Er war kein böser Mann. Er fand nur, dass ein Ort, an dem sich viele Menschen aufhielten, irgendwann jemanden brauchte, der wischte, reparierte, die Rechnung prüfte und wusste, ob ein Durchgang noch ein Durchgang war. Das war nicht Misstrauen. Das war seine Arbeit. Er schrieb der Reinigungsfirma zurück, dass die reguläre Reinigung weiter zuständig bleibe, solange der Durchgang frei sei. Dem Mieter schrieb er, die Bänke seien keine Einladung zum Lagern und die Nutzung werde beobachtet. Der Frau mit den Ausrufezeichen antwortete er nicht, weil sie keine Frage gestellt hatte, und Frau Rocha schrieb er, Übersetzungen müssten vor dem Anbringen mit der Objektkoordination abgestimmt werden. Danach machte er sich einen Kaffee und nahm sich vor, den Hof am folgenden Sonntag selbst anzusehen. Nicht aus Neugier. Aus Kontrolle.

Es war ein kalter Nachmittag im Februar. Der Himmel über Nordan hatte diese Farbe, die weder Regen noch Licht versprach. Herr

Bender kam etwas zu früh. Er stellte seinen Wagen in zweiter Reihe ab, weil alle regulären Plätze besetzt waren, und ging durch das Seitentor in den Innenhof. Die Leuchte unter dem Vordach brannte bereits, obwohl es noch hell war. Sie war klein und so schwach, dass sie nichts dramatisierte. Die Bänke sahen aus wie immer: Beton, leicht fleckig, mit einer Ecke, an der jemand einmal Kaugummi so lange festgetreten hatte, dass er Teil der Architektur geworden war. Auf der linken Bank sass eine Frau mit einem Koffer. Auf der rechten ein Mann in Arbeitskleidung, der mit beiden Händen einen Pappbecher hielt. Zwei Jugendliche standen unter dem Dach, ohne sich zu setzen. Sie sahen auf ihre Telefone und tauschten ungefähr alle vierzig Sekunden ein Geräusch aus, das sowohl Lachen als auch Verzweiflung bedeuten konnte. Der Aushang hing gerade. Herr Bender stellte sich zwei Meter entfernt hin und las ihn. Er kannte den Text. Er hatte ihn genehmigt. Trotzdem las er ihn langsam. **DIE BÄNKE UNTER DEM DACH SIND ÖFFENTLICH NUTZBAR. BITTE DEN DURCHGANG FREI LASSEN. NACHTBUSSE: 0:10 / 1:10 / 2:10 DIE TÜR BLEIBT GESCHLOSSEN. DIE BÄNKE SIND DA. WENN ETWAS KAPUTT IST: Objektkoordination Süd.**

Darunter klebten drei kleine Zettel auf einem freien Feld. Jemand hatte mit unterschiedlichen Stiften geschrieben: *Hier darf man kurz sein. No question. [ein Wort in einer Sprache, die Herr Bender nicht kannte]* Er betrachtete die Zettel und dachte, dass sie nicht genehmigt waren. Er dachte auch, dass sie nicht störten. Dann begann es zu regnen. Nicht stark. Ein schräger, klebriger Regen, der die Pflastersteine sofort dunkel machte und jeden Menschen schneller aussehen liess, als er gehen wollte. Die Frau mit dem Koffer stand auf und ging zum Automaten. Der Mann in Arbeitskleidung

zog die Füße weiter unter die Bank. Die Jugendlichen rückten näher zusammen, ohne sich anzusehen. Herr Bender wollte gerade sein Telefon aus der Tasche ziehen, um der Reinigungsfirma zu schreiben, dass unter dem Dach am Montag geprüft werden müsse, ob die Abflüsse frei waren, als sein eigenes Telefon klingelte. Es war seine Schwester. „Ralf?“, sagte sie. Sie nannte ihn nur dann Ralf, wenn sie etwas brauchte oder ihm erklären wollte, dass er sich nicht einmischen solle. „Ich bin im Innenhof“, sagte er. „Welcher Innenhof?“ „Der beim Gesundheitszentrum.“ „Ist das in der Nähe vom Schillerbogen?“ „Ja.“ „Gut. Ich stehe da irgendwo. Mein Bus ist ausgefallen und ich habe die Unterlagen für Mutter im Koffer. Ich sehe nur eine Tür, auf der irgendwas mit Mieter:innen steht.“ Herr Bender sah die Frau mit dem Koffer an.

Sie hatte das Telefon am Ohr. Sie drehte sich langsam um, als spüre sie seinen Blick. Sie war seine Schwester, Monika, fünf Jahre jünger und seit drei Jahrzehnten besser darin, Familienkrisen zu organisieren, ohne den Eindruck zu erwecken, es sei eine Fähigkeit. „Das bist du?“, sagte er. „Oh Gott, Ralf. Was machst du denn hier?“ „Ich kontrolliere den Hof.“ Monika sah auf die Bänke, auf den Aushang, auf die Leuchte. „Als Besitzer?“ „Als Objektkoordinator.“ „Das klingt nach Besitzer mit schlechterem Kaffee.“ „Ich habe guten Kaffee.“ „Dann nimm dir einen Becher und setz dich.“ Herr Bender stand noch immer im Regen. Er merkte es erst, als Wasser über seinen Kragen lief. Monika machte Platz auf der Bank. „Hier ist es zumindest trocken“, sagte sie. Er setzte sich neben sie. Die Bank war kalt. Der Koffer stand zwischen ihren Füßen. Auf der anderen Seite des Innenhofs ging die Metaltür auf, und eine Frau aus der Praxis kam heraus, warf einen Blick auf die Bänke und zog die Tür hinter sich zu, ohne jemanden anzusehen. „Ich dachte, hier dürfte niemand

sitzen“, sagte Monika. Herr Bender nickte zum Schild. „Darf man jetzt.“ „Seit wann?“ „Ein paar Wochen.“ „Und warum?“ Herr Bender wollte sagen: *weil die Objektkoordination eine Nutzung im Rahmen der Durchgangssicherung genehmigt hat*. Das war korrekt. Es war auch ein Satz, der sich neben Monikas nassem Koffer plötzlich wie eine Bedienungsanleitung für eine Katastrophe anhörte. „Weil Leute hier sowieso sitzen“, sagte er. Monika sah ihn an. „Das war die Begründung?“ „Nicht ganz.“ „Sollte sie aber sein.“ Der Mann in Arbeitskleidung stand auf und sah auf die Buszeiten. Er murmelte etwas, das Herr Bender nicht verstand. Einer der Jugendlichen fragte: „Fährt der Nachtbus heute wirklich?“ Herr Bender sagte automatisch: „Das steht da.“ Der Jugendliche sah ihn an. „Das heisst nicht immer was.“ Herr Bender wollte widersprechen. Dann dachte er an die zweite Mail mit den drei Ausrufezeichen. *Die Lampe ist zu dunkel*. Er zog sein Handy heraus und öffnete die Seite der Verkehrsbetriebe. Der Nachtbus hatte tatsächlich sieben Minuten Verspätung. „Sieben Minuten später“, sagte er. „Die Anzeige ist noch nicht aktualisiert.“ Der Jugendliche sah auf das Schild, dann auf Herrn Bender. „Kann man das ändern?“ „Nicht sofort.“ „Dann ist das Schild falsch.“ „Nicht falsch“, sagte Herr Bender. „Unvollständig.“

Der Jugendliche nickte, als wäre das keine besonders beruhigende Unterscheidung. Monika schob den Koffer ein Stück zur Seite. „Und wer ändert die Unvollständigkeit?“ Herr Bender sah auf sein Telefon. Er wusste, wer die Buszeiten angedruckt hatte. Lina, vermutlich. Er wusste auch, dass die Verkehrsbetriebe keine automatische Schnittstelle für kleine Aushänge hatten und dass eine händische Aktualisierung absurd wäre. Er wusste sehr viel über Gründe, warum Dinge nicht einfach waren. „Wir müssen den Satz

anders machen“, sagte er. „Wir?“, fragte Monika. „Die Leute, die den Aushang gemacht haben. Und ich.“ Sie sah ihn an. Nicht spöttisch. Eher überrascht darüber, dass er sich selbst in einem Satz genannt hatte, der nicht mit einer Genehmigung endete. Der Bus kam neun Minuten zu spät. Die Jugendlichen gingen. Der Mann in Arbeitskleidung ging auch, langsam, mit der Thermotasche über der Schulter. Monika blieb sitzen. Sie hatte ihren Anschluss verpasst und war auf ihre Tochter angewiesen, die sie abholen wollte. „Ich hätte auch draussen warten können“, sagte sie. Herr Bender sah auf die Bänke. „Ja.“ „Aber hier war ich wenigstens nicht im Weg.“ Der Satz beschäftigte ihn länger, als er zugeben wollte. Am Montag schrieb Herr Bender keine Rundmail. Er schrieb zuerst Lina.

Frau Noor, ich war gestern im Innenhof. Die Buszeiten auf dem Aushang können sich ändern. Der Hinweis sollte nicht aussehen, als garantiere er aktuelle Abfahrten. Ausserdem habe ich gesehen, dass Menschen die Fläche tatsächlich nutzen. Nicht problematisch. Nur tatsächlich. Falls Sie und die anderen möchten, können wir uns zusammensetzen und die Beschilderung überarbeiten. Es gibt vielleicht eine Möglichkeit, einen QR-Hinweis zu den aktuellen Abfahrten anzubringen. Ich kann ausserdem prüfen lassen, ob die Leuchte etwas stärker eingestellt werden kann, ohne die Fenster der Praxis zu blenden.

Er las den Satz *Nicht problematisch. Nur tatsächlich* noch einmal. Dann löschte er ihn nicht. Lina antwortete am selben Tag.

Danke, dass Sie selbst dort waren. Wir möchten die Texte nicht allein ändern. Können wir am Mittwoch mit Frau Rocha, Amir, Caro und ein paar Menschen aus dem Hof sprechen? Der QR-Hinweis ist möglicherweise hilfreich, aber nicht für alle. Vielleicht brauchen wir

mehr als eine Information.

Herr Bender wollte schreiben: *Dafür habe ich keine Zeit.* Er schrieb es nicht. Am Mittwoch sass er in der Sprachschule auf einem zu kleinen Stuhl. An der Wand hingen Bilder aus einem Kinderkurs, darunter ein Blatt mit dem Satz: **Wörter können Türen sein.** Herr Bender hielt den Satz für übertrieben. Trotzdem las er ihn zweimal. Lina, Elin, Frau Rocha, Amir und Caro waren da. Ausserdem kamen ein Lieferfahrer namens Milan und eine ältere Frau aus dem Nachbarhaus, die sich als Frau Sezer vorstellte. Frau Sezer sagte, sie sei nicht wegen des Projekts da, sondern weil sie jeden Abend die Musik aus dem Hof höre und wissen wolle, wer endlich für Ruhe Sorge. Herr Bender war dankbar für die Klarheit.

„Das ist eine berechtigte Frage“, sagte er. Frau Sezer sah ihn an. „Sie sind von der Verwaltung?“ „Objektkoordination.“ „Dann sorgen Sie für Ruhe?“ „Ich kann zumindest prüfen, wer zuständig ist.“ Sie nickte. „Das ist schon mehr, als die meisten sagen.“ Das Gespräch dauerte zwei Stunden. Es wurde nicht zu einer Bürgerveranstaltung. Niemand musste eine Erfahrung erzählen. Sie sprachen über Licht, Müll, Buszeiten, darüber, dass ein QR-Code für einige Menschen praktisch und für andere unsichtbar war. Milan sagte, der Aushang solle nicht so aussehen, als müsse man ein Smartphone haben, um den Hof zu benutzen. Frau Sezer wollte eine Telefonnummer für Lärmbeschwerden, aber keine, die „irgendwo in einer Warteschleife verschwand“. Herr Bender schrieb nicht alles auf. Er hatte gelernt, dass nicht jedes Wort in ein Protokoll musste, um ernst genommen zu werden. Aber am Ende benannte er drei Dinge, die er wirklich übernehmen konnte: **Was Herr Bender übernehmen konnte** **Was er nicht versprechen konnte** Einen zusätzlichen klaren Hinweis: „Buszeiten können sich ändern; aktuelle Informationen

über die Verkehrsbetriebe oder telefonisch beim Kiosk.“

Dass Busse pünktlich fahren würden.

Die Leuchte prüfen und die Wartung in den regulären Plan aufnehmen.

Dass der Hof nachts zu einem beaufsichtigten Raum würde.

Eine direkte Kontaktadresse für Schäden und Lärmhinweise sichtbar machen.

Dass jede Beschwerde sofort gelöst würde.

„Das ist weniger, als manche gern hätten“, sagte Lina. Herr Bender nickte. „Ja.“ „Und mehr, als vorher da war“, sagte Frau Sezer. Er sah sie an. „Ja.“ Als er später durch den Innenhof ging, war die Leuchte noch immer etwas zu schwach. Die Bänke waren noch immer Beton. Der Durchgang war frei. Auf einer Bank sass ein Mann, den Herr Bender nicht kannte. Der Mann las den Aushang, steckte das Telefon weg und blieb sitzen. Herr Bender blieb nicht stehen, um zu prüfen, ob das erlaubt war. Er ging weiter und dachte an Monikas Satz: *Hier war ich wenigstens nicht im Weg*. Eine Woche später fand er im Briefkasten der Objektkoordination einen kleinen Umschlag ohne Absender. Darin lag ein Zettel.

Die Lampe geht jetzt länger. Danke.

Herr Bender hielt den Zettel eine Weile in der Hand. Er mochte Zettel an Türen noch immer nicht besonders. Aber er begann zu unterscheiden zwischen Zetteln, die Verantwortung verdeckten, und Zetteln, die sie auffindbar machten. Das war keine Bekehrung. Es war nur ein Unterschied, den er künftig nicht mehr übersehen konnte.

Bonus-Merksatz: Skepsis wird nicht wertlos, wenn sie sich verändert. Sie wird nützlich, wenn sie lernt, zwischen leerer Symbolik und einer kleinen, verlässlichen Verbesserung zu unterscheiden.

Schlussfolgerung: Die Aufgabe, nicht alles zu schliessen

Es bleibt in dieser Geschichte manches offen. Rike und Noah werden nicht zu einem Paar, das jeden Wunsch im richtigen Moment versteht. Die Sonntagsorte werden nicht zu einer Formel, die überall passt. Ein Plan kann helfen und zugleich zu gross werden. Eine Pause kann klug sein und trotzdem etwas auslösen. Eine Bank unter einem Dach kann nützlich sein, ohne aus einer Stadt ein gerechtes Ganzes zu machen. Gerade diese Begrenzung gehört zur Geschichte. Sie verweigert die Vorstellung, Konflikte liessen sich vollständig lösen, wenn nur die richtigen Menschen genug Umsicht aufbrächten. Stattdessen zeigt sie, dass gute Absicht eine Form braucht: eine klare Frage, eine sichtbare Zuständigkeit, eine Absage, die gilt, und eine Rückmeldung, die nicht nur dann kommt, wenn schon alles entschieden ist. Rike und Noah lernen nicht, einander zu steuern. Sie lernen, den Unterschied zwischen Einladung und Erwartung genauer zu hören. Die Orte lernen nicht, sich zu vereinheitlichen. Sie lernen, dass Verbindung ohne Zentrale möglich wird, wenn Verantwortung nah bei denen bleibt, die sie tragen – und wenn Grenzen nicht als Störung behandelt werden. Vielleicht liegt darin eine stille Praxis des Gemeinsamen: Nicht jede Lücke sofort mit eigener Leistung füllen. Nicht jede Hilfe zur Übernahme machen. Nicht jede Pause als Defizit deuten. Und doch erreichbar bleiben, wenn eine Antwort gebraucht wird.

Nachwort: Eine Stadt antwortet im Kleinen

Moderne Städte werden gern an ihren grossen Vorhaben gemessen: an Plänen, Gebäuden, Leitbildern und Entscheidungen, die auf Sitzungen einen Namen bekommen. Ihre Zugänglichkeit zeigt sich aber ebenso in den kleineren Dingen. In einem Hinweis, der nicht nur Grenzen markiert, sondern Möglichkeiten erkennbar macht. In einer Antwort, die offenes Wissen nicht hinter Freundlichkeit versteckt. In einer Zuständigkeit, die auffindbar bleibt, ohne jede Belastung in die Hände einzelner Personen zu legen. Die Orte dieser Geschichte sind keine Blaupause für Verwaltung oder Nachbarschaft. Sie sind literarische Versuchsanordnungen. Sie fragen, wie Transparenz aussehen könnte, wenn sie nicht Vollständigkeit behauptet, sondern den Stand der Dinge, die Lücke und den nächsten Schritt unterscheidet. Sie fragen, wie Beteiligung gelingen kann, ohne jede Rückmeldung sofort in einen Auftrag zu verwandeln. Und sie fragen, welche Form von Führung entsteht, wenn sie nicht alles an sich zieht, sondern Grenze, Verantwortung und Entscheidungsspielraum lesbar macht. Eine zugängliche Stadt braucht nicht für jede Frage sofort eine fertige Lösung. Sie braucht Orte und Verfahren, an denen Menschen nicht abgewiesen werden, nur weil sie noch nicht in eine Kategorie passen. Manchmal genügt dafür kein grosser Umbau, sondern ein ehrliches Schild, eine Rückmeldung zu einem späteren Zeitpunkt oder ein Sitzplatz unter einem Dach. Die Tür muss dafür nicht immer offen sein.

Entscheidend ist, dass klar bleibt, was offen ist – und für wen.

Booklet für Führungskräfte: Merksätze als behutsame Arbeitsfragen

Die Merksätze dieser Geschichte sind keine Anleitung. Sie können jedoch helfen, eine Lage langsamer und genauer zu lesen, bevor aus guter Absicht eine unsichtbare Erwartung wird. Die rechte Spalte übersetzt den erzählerischen Satz nicht in eine Regel, sondern in eine Frage für Führung, Zusammenarbeit und öffentliche Verantwortung.

Merksatz aus der Erzählung Behutsame Führungsfrage

Gemeinsame freie Zeit wird nicht kleiner, wenn beide sie unterschiedlich brauchen dürfen.

Wo verwechseln wir Zusammenarbeit mit Gleichförmigkeit? Ein Wunsch bleibt frei, wenn seine Nichterfüllung nicht als Beweis mangelnder Nähe gilt.

Ist unsere Bitte tatsächlich freiwillig, oder macht sie Zustimmung zu einem Loyalitätstest?

Ein falsches Versprechen wird nicht verlässlicher, nur weil die bessere Lösung noch fehlt.

Welche Unsicherheit sollten wir sichtbar machen, statt sie zu kaschieren?

Eine offene Antwort wird respektvoll, wenn sie Wissen, Lücke und nächsten Zeitpunkt unter scheidet.

Was wissen wir, was ist offen und wann geben wir verlässlich Rückmeldung?

Ein begrenzter Beitrag ist verlässlich, wenn klar bleibt, was er trägt und was nicht.

Welche Hilfe können wir konkret zusagen, ohne eine Gesamtübernahme zu versprechen?

Ein offener Raum beginnt dort, wo niemand seinen Platz erst begründen muss.

Welche Hürden erzeugen wir, wenn Anwesenheit oder Bedarf erst erklärt werden müssen?

Offenheit trägt nicht lange auf den unsichtbaren Mehrleistungen weniger Menschen.

Welche stillen Zusatzleistungen halten unser Vorhaben und müssen sichtbar werden?

Selbstorganisation braucht ein Nein, das nicht durch gute Absicht aufgehoben wird.

Welche Absagen überschreiben wir aus Eile, Sorge oder Kontrollwunsch?

Eine Erfahrung wird grösser, wenn sie anderen Orten ihre eigenen Fragen zurückgibt.

Welche Frage sollte ein anderer Bereich selbst beantworten, statt unsere Lösung zu kopieren?

Langfristigkeit entsteht, wenn Verantwortung dort sichtbar bleibt, wo sie tatsächlich getragen wird.

Wo sollte Verantwortung lokal bleiben, wenn Rollen, Grenzen und Ansprechbarkeit klar sind?

Gute Führung wird dadurch nicht passiver. Sie wird präziser. Sie kann entscheiden, ohne alles zu bestimmen; sie kann helfen, ohne Zugriff zu beanspruchen; sie kann offene Fragen aushalten, ohne Menschen mit ihnen allein zu lassen.



MYSYMP AG

Autorin & Verlegerin · Studenstrasse 14B · 6207 Nottwil · Schweiz

info@mysymp.ch · mysymp.ch

© 2026 MYSYMP AG. Alle Rechte vorbehalten.

Das MYSYMP-Resonanzdreieck® ist eine eingetragene Marke sowie ein markenrechtlich geschütztes Analyse- und Handlungskonzept der MYSYMP AG.